

Eingelpreis 70 Heller.

Redaktion und Verwaltung:
Prag, II., Nekyaska 18.

Telephone:
Tagesredaktion:
26793, 31469.
Nachredaktion: 26797.

Direktionsamt: 37544.

Inserate werden laut Tarif
billigst berechnet. Bei öfteren
Einschaltungen Preisnachlaß.

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Kr. 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährlich 96.—
jährlich 192.—

Rückstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Er erscheint mit Ausnahme
des Montags täglich früh.

11. Jahrgang.

Freitag, 27. Februar 1931

Nr. 50.

Unterredung Henderson-Mussolini

Rom, 26. Febr. (Stefani.) Um 16 Uhr empfing Mussolini im Palazzo Venezia den britischen Staatssekretär für Äußeres Henderson und den ersten Vize-Admiral Alexander. Die Unterredung, die den Vorschlag eines Marineabkommens betraf und an der sich der italienische Außenminister Grandi und Marineminister Siriani beteiligten, dauerte eine volle Stunde.

Mussolini verzichtet auf die Parität?

Paris, 26. Febr. „Matin“ veröffentlicht eine Agenturmeldung aus Rom, in der es heißt, es verlautete aus gut unterrichteter Quelle, daß Mussolini geneigt sei, auf das Wort „Flottenparität“ zu verzichten, das eine Verständigung zwischen Italien und Frankreich auf der Londoner Seeabrüstungskonferenz im vergangenen Jahre verhindert. Das bedeuete keineswegs, so werde dazu erklärt, daß Italien auf seinen anfänglichen Gedanken verzichte, aber Mussolini wäre im Einverständnis mit den italienischen Flottenfachverständigen bereit, an Stelle der Formel „Parität“ eine andere Formel zu wählen.

Genosse Dr. Diamand gestorben

Lemberg, 26. Febr. Heute starb hier an einem Gehirnschlag der bekannte Politiker, Mitglied der sozialdemokratischen Partei, ehemaliger Abgeordneter und Lemberger Stadtrat Dr. Hermann Diamand im Alter von 71 Jahren. Der Verstorbene war heute früh von einer Sitzung der zweiten Internationale aus Amsterdam zurückgekehrt.

Hermann Diamand ist in Lemberg geboren, wo er die Rechte studierte und sich das Doktorat erwarb. Dann ließ er sich als Advokat in Lemberg nieder. Schon seit seinen Studentenjahren gehörte er der sozialistischen Bewegung an, die damals in ihren Anfängen war. Gemeinsam mit Dajnyak wurde er Führer der internationalen sozialistischen Bewegung in Galizien, stand in engen Beziehungen zu den österreichischen Sozialisten, insbesondere zu Dr. Viktor Adler, und wurde im Jahre 1891 gemeinsam mit Dajnyak als polnischer Vertreter der österreichischen Sozialdemokraten zu dem zweiten internationalen Sozialistenkongress in Brüssel delegiert. Er stand in den ersten Reihen der Kämpfer um die österreichische Wahlreform. 1907 wurde er als Abgeordneter des Lemberger Wahlkreises in den österreichischen Reichsrat entsandt, dem er bis zum Umsturz angehörte. Seit der Errichtung des polnischen Staates war er Sejmabgeordneter. Im Jahre 1928 wurde Diamand als Nachfolger Soszynski zum Vorsitzenden der polnischen Sozialistischen Partei gewählt. Aus seiner Feder stammen eine ganze Reihe von Broschüren und Studien wirtschaftssozialistischen Inhaltes.

Polnischer Protest in Moskau.

Wegen des Einbruchs in die polnische Gesandtschaft.

Warschau, 26. Febr. Der polnische Gesandte in Moskau übermittelte heute der sowjetrussischen Regierung eine Note der polnischen Regierung, welche sich auf den vor einigen Tagen verletzten Einbruch des als Briefträger verkleideten Funktionärs der GPU, Pietrow in das Privatbüro des polnischen Gesandten in Moskau bezieht. Die polnische Note enthält eine genaue Darstellung des Vorfalles, fordert volle Genugtuung sowie Bürgschaften, daß sich ähnliche Vorfälle in Zukunft nicht wiederholen werden.

Sozialdemokraten für ein zollfreies Getrierfleischkontingent, der Reichsernährungsminister dagegen!

Berlin, 26. Febr. Im Handelspolitischen Ausschuss des Reichstages wurde mit 11 gegen 8 Stimmen der sozialdemokratische Antrag angenommen, wonach ab 1. März zur Versorgung der minderentwickelten Bevölkerung mit billigen Getrierfleisch ein Kontingent von 50.000 Tonnen Getrierfleisch jährlich zur zollfreien Einfuhr zugelassen wird.

Reichsernährungsminister Schiele hat in einem Schreiben den Vorsitzenden des Reichslandbundes dringend ersucht, seinen Einfluß auszuüben, daß die parlamentarischen Vertreter des Reichslandbundes wieder im Reichstage erscheinen, um die Annahme des der heimischen Landwirtschaft schädlichen Antrages der Sozialdemokratie auf ein Getrierfleischkontingent von 50.000 Tonnen zu verhindern.

Weitere 12 Millionen für die Ernährungsaktion.

Milchaktion fast verdoppelt.

Prag, 26. Febr. Die Regierung hat einen Vertrag von 12 Millionen Kronen zur Durchführung der Ernährungsaktion für Arbeitslose im Monat März 1931 bewilligt. Mit Rücksicht darauf hat das Ministerium für soziale Fürsorge die Anteile der einzelnen in Betracht kommenden Bezirke bereits festgesetzt, so daß in der Aktion fortgesetzt werden kann.

Diese Aktion wird durch eine Milchaktion für die Kinder Arbeitsloser ergänzt, die eine Fortsetzung der durch die Spende des Herrn Präsidenten ermöglichten Aktion darstellt. Durch den Umstand, daß die Regierung für diese Milchaktion für den Monat März 1931 eine Million Kronen bewilligt hat, ist ihre Durchführung für 35.000 an Stelle von 20.000 Kindern wie bisher möglich geworden.

Schutzaktion für arbeitslose Jugendliche.

Um den körperlichen und sittlichen Gefahren, denen die erwerbslosen Jugendlichen im Alter von 14 bis 18 Jahren während der herrschenden Arbeitslosigkeit ausgesetzt sind, wenigstens teilweise zu steuern, hat das Ministerium für soziale Fürsorge eine Schutzaktion für arbeitslose Jugendliche eingeleitet. Der Zweck

der Aktion besteht darin, wenigstens einem Teil der erwerbslosen Jugendlichen tagsüber Unterkunft, warmes Essen und zweckmäßige Bildungs- und Unterhaltungsgelegenheiten zu bieten. Zu diesem Behufe werden etwa 34 Jugendheimstätten in den Orten mit größter Arbeitslosigkeit errichtet. Die Errichtung der Heimstätten erfolgt nur in denjenigen Orten, wo die Gemeinden die erforderlichen Räume, Beleuchtung und Heizung beistellen.

Das Ministerium hat mit der Organisation der Aktion die Landeszentralen (Kommissionen) für Jugendfürsorge in Böhmen, Mähren-Schlesien, in der Slowakei und Karpatenrußland betraut, welche auch die Durchführung der Aktion entweder unmittelbar oder durch die Bezirksjugendfürsorge beauftragt werden. Mit der Leitung der Heimstätten werden unter Mitwirkung der Gewerkschaftsorganisationen Kuratoren betraut, bestehend aus den Vertretern der Gemeinde, der Jugendorganisationen und der sozialen Jugendfürsorgeeinrichtungen. Die unmittelbare Leitung der Heimstätten wird pädagogisch und sozialfürsorglich besonders hierzu ausgebildeten Kräften anvertraut werden.

Mit der Durchführung der Aktion, welche subventioniert werden wird, soll in den ersten Märztagen begonnen werden. Die Aktion ist für zwei Monate, erforderlichenfalls für eine längere Zeit geplant.

Der Direktor des Marx-Engels-Institutes ein „Verräter“.

Moskau, 26. Febr. (Taf.) Die Presse veröffentlicht den Beschluß des Präsidiums des Zentralreferativkomitees der USZR über die Enthebung Kjasanows vom Posten eines Direktors des „Marx-Engels“-Institutes und die Ernennung Adoratskij zum Direktor dieses Institutes.

Kjasanow wurde überdies auf Grund des Beschlusses der Zentralkontroll-Kommission der kommunistischen Partei Sowjetrußlands wegen direkter Unterstützung der Menschewiken und wegen Verrats aus der kommunistischen Partei ausgeschlossen.

Menschewiken als „Konterrevolutionäre“ vor Gericht.

Moskau, 26. Febr. (Taf.) Die Prozeßverhandlung gegen die konterrevolutionäre Organisation des Zentralkomitees der Menschewiken beginnt in einer Sonderession des Obersten Gerichtshofes von USZR, am 1. März in Moskau. Als Gerichtsvorsitzender fungiert Schewernik, Generalsekretär des Zentralkomitees der Sowjetgenossenschaften, als Staatsanwälte Arjento und Roguski und als Verteidiger Kommodow und Braude.

Die 110 Seiten umfassende Anklageschrift beschuldigt das Zentralkomitee der Menschewiken des Bestrebens der Wiederaufrichtung kapitalistischer Verhältnisse in der Sowjetunion durch die Organisation antirevolutionärer Zellen in den Zentralen der Wirtschaftsinstitutionen.

Die 14 Angeklagten in diesem Prozesse haben sich nach der Meldung der sowjetrussischen Telegraphenagentur schuldig bekannt.

Die Agrarberatungen in Paris.

Paris, 26. Febr. Die erste Sitzung des zweiten vom europäischen Studienkomitee eingesetzten Ausschusses wurde heute durch eine Ansprache Seignands eröffnet, der auf die gestern zum Abschluß gebrachten Verhandlungen des ersten Ausschusses, der den Abfall der Metallbestände der Getreideernnten von 1929 zum Gegenstand hatte, hinwies und erklärte, die jetzigen Ausschussberatungen müßten sich mit dem ständigen Problem des künftigen Abfalles der Getreideernteüberschüsse befassen. Im internationalen Leben Europas sei die Tatsache schon eine wahre Katastrophe, daß die Getreide liefernden Länder die fehlende Zufuhrung gegeben hätten. Ich entschlossen zu sein, einen Teil ihres Bedarfes an Getreide in Mittel- und Osteuropa zu decken. Der zweite Ausschuss müßte diesen Wert der Stabilisierung vervollständigen.

Das vierte Todesopfer in Leipzig.

Leipzig, 25. Febr. Am Laufe des Abends ist im Krankenhaus St. Jakob der Hilfsarbeiter Hans Seidel an einer schweren Kopfverletzung

gestorben. Seidel, der sich an den Demonstrationen beteiligt hatte, ist somit das vierte Todesopfer der heutigen Ausschreitungen. Mehrere der Schwerverletzten schweben noch in Lebensgefahr.

Gewerkschaftsbill bedroht.

London, 26. Febr. (Reuter.) Der offizielle Zusatzantrag der Liberalen zu dem Gesetzentwurf über die Erleichterungen in der Industrie und über die Trade Unions, der nach Ansicht der Abgeordneten der Labour Party den Gesetzentwurf vollkommen wertlos macht, wurde von dem zum Studium dieses Gesetzentwurfes eingesetzten Sonderausschuß mit 37 gegen 31 Stimmen angenommen. Die Liberalen und Konservativen stimmten einmütig gegen die Regierung. Der Sonderausschuß verlagte sich hierauf um der Regierung die Möglichkeit zu geben, zu erwägen, ob es darauf siche, ihren Gesetzentwurf weiter auf parlamentarischem Wege behandeln zu lassen.

Der liberale Zusatzantrag verlangt die Aufnahme einer Klausel in den Gesetzentwurf, der zufolge jede Ausperrung aber auch jeder Streik gesetzlich sein würde, wenn der Umfang oder die Dauer des Streikes bezw. der Ausperrung einen bedeutenden Teil der nationalen Kollektive der Gefahr einer gesundheitlichen Schädigung oder einer Gefährdung der Sicherheit dadurch zur Folge hätte, daß eine Bedrohung der Erzeugung oder der Lieferung von Lebensmittel, Wasser, Brennstoffen, Licht oder anderen Lebensnotwendigkeiten entstehen würde.

Wie es heißt, denkt die Regierung nicht daran, aus der Abstimmung die Konsequenzen zu ziehen.

Orkan über den Tidschi-In'eln.

Wellington, 26. Febr. (Reuter.) Die Tidschi-Inseln wurden durch einen überaus heftigen Sturmwind sowie von Ueberhochwimmungen heimgekehrt, welche großen Materialschaden sowie Verluste an Menschenleben verursachten. In der Provinz Wa wurden achtzig, in der Provinz Singatoka hundert Menschen getötet.

Kampf mit Raubtieren.

die vor dem Hochwasser flüchten.

La Paz (Bolivien), 26. Febr. (Reuter.) Im nordöstlichen Bolivien wurden durch Ueberhochwimmungen der Flüsse zum großen Teil auch die tiefen Täler unter Wasser gesetzt. Hunderte von durch das Hochwasser vertriebenen Panthern, Jaguars, Pumas und anderer wilder Tiere wandten sich nach der Ebene und drangen in die am Rande der Täler gelegene Stadt Rivera Alta ein. Die Bevölkerung der Stadt hatte einen regelrechten Kampf gegen die Bestien zu bestehen. Wie mitgeteilt wird, sind viele Personen im Kampfe mit den Raubtieren oder durch Ertrinken in den angeschwollenen Flüssen ums Leben gekommen. Die Sachschäden sind beträchtlich.

10 Jahre Tragödie Georgiens!

Von A. Jannajshwili.

Dieser Tage feierte Moskau die Zehnjährigkeit seiner Herrschaft in Georgien. Das für seine Freiheit kämpfende Georgien begeht den heutigen Tag öffentlich oder heimlich, im In- oder Auslande mit Trauerfeiern.

Nach blutigen Schlachten bei Kodjori und Tabachmela drangen die russischen Truppen am 25. Febr. 1921 in die Hauptstadt Georgiens Tiflis ein. Nach weiteren Kämpfen, die noch etwa drei Wochen andauerten, war Georgien erobert. Ohne Kriegserklärung, unter schmählichem Vertragsbruch mit Hilfe der türkischen Nationalisten, unter Führung des berühmten ehemals zaristischen Generals Seder wurde die kleine, friedliche, in blühender Entwicklung befindliche, sozialdemokratische Republik heimlich — nachts — zwischen dem 11. und 12. Febr. — gleichzeitig von vier Seiten überfallen und nach einem vergeblichen Verteidigungskampfe der georgischen Arbeiter und Bauern schließlich im Plutze erstickt.

Weshalb dieses ungeheure Verbrechen an einer Kulturnation, an einem sozialistischen Staat? „Wegen der Raptaxinteressen!“ — erklärte Kadelk offenherzig auf der Berliner Konferenz der drei Internationalen im April 1922. Durch dieses Eingeständnis hat die Sowjetregierung ihr imperialistisches Wesen öffentlich enthüllt, in den Augen der internationalen Arbeiterbewegung sich selbst gerichtet. Aber wie stand es eigentlich um das Raptax? Schon neun Monate vor dem Ueberfall auf Georgien war die Raptaxstadt Baku sowie das ganze Land Aserbaidschan im Besitz der Sowjetregierung. Allein die Ausfuhr von Raptax nach Europa war hauptsächlich durch die Rohrleitung möglich, die über Georgien zu seiner Hafenstadt Batum (am Schwarzen Meer) führt. Die Förderung dieses Exports lag auch im dringendsten Interesse Georgiens, das selbst viel Petroleum verbraucht. Eine Vereinbarung über diesen Export bestand schon. Die Verträge vom 7. Mai und 14. November 1920 regelten alle politischen und wirtschaftlichen — einschließlich die des Raptaxexports — zwischen Georgien und Sowjetrußland. Jedoch wollte Sowjetrußland vollständige Beherrschung des Exportweges, und dieser maßlosen imperialistischen Gierigkeit ist Georgien zum Opfer gefallen. Hier hat die traditionelle russische Expansionspolitik gesiegt, die noch dazu gewiß durch den Haß zur Sozialdemokratie, deren erfolgreiche Arbeit in kleinen Lande das große Sowjetreich hat in den Schatten gestellt, durch den Groll des blamierten Konkurrenten angefaßt war.

Was hat Sowjetrußland dem georgischen Volke gebracht? Irigendwelche ersprießliche soziale oder politische Reformen konnten die Menschewiken in Georgien überhaupt nicht mehr durchführen. Alle unter den gegebenen Bedingungen möglichen Reformen waren durch die vierjährige unermüdete Arbeit der in Georgien regierenden Sozialdemokratie 80 Prozent in der Nationalversammlung schon durchgreifend verwirklicht. Der Grund und Boden war den landarmen Bauern zugewiesen; Bodenschätze und Wasserkräfte, Wälder und die größten landwirtschaftlichen Kulturpflanzen sowie Post, Eisenbahnen und Hafenanlagen waren verstaatlicht; eine moderne breit ausgestaltete Arbeits- und Sozialgesetzgebung war durchgeführt; die Verwaltung und Justiz war von Grund aus demokratisiert; allgemeine Schulpflicht eingeführt.

Sowjetrussischer Imperialismus hat neben der nationalen auch jede politische und geistige Freiheit des georgischen Volkes vernichtet und es unter die brutalste Gewaltherrschaft seiner Agenten und Militärbehörden gestellt. Wirtschaftlicher Verfall, Auslaugung und Elend haben sich festgesetzt. Vermittels des

Außenhandelsmonopols und des ungeheuerlichen Hochdrucksystems wird Georgien als Absatzmarkt für die enorm teuren und untauglichen russischen Industrieprodukte ausgedeutet. Die georgischen Bodenschätze (Manganerz, Kohlen usw.) werden zu Schleuderpreisen an amerikanische oder italienische Kapitalisten verschauelt oder in die direkte freie Verfügung der russischen Trusts genommen. Der georgische Arbeiter, der vormalsige Schöpfer der sozialdemokratischen Republik, wurde zum mundtoten, still hungernden Sklaven des Okkupationsregimes. Der georgische Bauer, der auf seiner Scholle frei und ungezwungen wirtschaftete, zu einem elenden Knecht der kommunistischen Zwangskollektive, insofern er nicht einfach nach Sibirien gefagt wird. Noch unerträglich wurde die Lage der georgischen Intellektuellen, die nur durch die schmählichsten Erniedrigungen, ja durch Verlauf des Bewusstseins ihr elendes Dasein erkaufen können. Die georgischen Hoch-, Mittel- wie Volksschulen werden in willen- und geistlose Werkzeuge der moskowitzischen Herrschaft verwandelt.

Das georgische Volk hat der erstickenden Fremdherrschaft von Anfang an seinen entschlossenen Kampf angefangen. Und Moskau hat nur ein Mittel es zu bezwingen: den barbarischsten Terror, der auf die physische Ausrottung der politischen führenden Elemente des georgischen Volkes, auf seine politische Entthronung und Entnerbung ausgeht. 200 politische Hinrichtungen im Herbst und Mai 1923; 5000 Hinrichtungen vom August-September 1924, wegen des verzweifeltsten allgemeinen Aufstandes; 500 Tote des Dscharischen Aufstandes (mohamedanisches Gebiet um Batumi), der im Frühjahr 1929 wegen der Religionsverfolgungen ausbrach; über 1000 Tote der Bauernaufstände im vorigen Jahre, die durch die tolle Politik der Zwangskollektivierungen hervorgerufen wurden. Über 7000 Hinrichtungen, die meistens ausgewählte, hervorragende Männer des kleinen (etwa 2,7 Millionen zählenden) Volkes, und vor allem die Sozialdemokraten getroffen haben, sind die blutige Bilanz der zehnjährigen Sowjetherrschaft in Georgien. Darunter Hunderte von Männern mit jahrzehntelangen Verdiensten um das Proletariat! Man erinnere sich an die bekannten sozialdemokratischen Führer, wie Chomeriki, Tschitschischwili, Tschugelidze und viele andere, die 1924 als Geiseln erschossen wurden.

Weitere Tausende der georgischen Freiheitskämpfer sitzen in Gefängnissen und Deportationslagern des weiten Rußland langsam dahin. Hier seien nur genannt die Gründer der georgischen Sozialdemokratie Tschibladze und Tschilidze und ihre hervorragenden Parlamentarier Komatidze, Tschitschinadze, Natadze und Chotischolawa, die Opfer der bolschewistischen Gefängnisse bzw. Deportationen geworden sind. Auch zahlreiche georgische Kommunisten, die die nationalpolitische Politik Moskaus zu kritisieren versuchten, sind nach Sibirien gewandert, darunter selbst die ehemaligen Vorstehenden der georgischen Sowjetregierung Mchikviani und Kawaradze.

Trotz alledem hält das georgische Volk an seiner Freiheitsidee entschlossen fest. Nach wie

vor steht es in seiner großen Mehrheit hinter der Sozialdemokratie. Das müssen auch die Bolschewisten oft öffentlich gestehen, indem sie sich über die menschenwürgende Versenkung der georgischen Volksmasset immer wieder verweigert beklagen. Deshalb lehnen sie auch jede Forderung der georgischen wie internationalen Sozialdemokratie nach dem Referendum in Georgien feige ab.

Indem die in jahrzehntelangen ruhmvollen Kämpfen gegen den Faschismus erprobte georgische Sozialdemokratie sich entschlossen an die Spitze der Freiheitsbewegung ihres Volkes stellt, verteidigt sie dadurch nicht allein seine elementarsten Lebensinteressen und

Schafft Arbeitsmöglichkeiten! Notstandsarbeiten der Gemeinden und Bezirke.

Bei der Frage, mit welchen Mitteln die Folgen der Arbeitslosigkeit am erfolgreichsten bekämpft werden kann, spielt die Möglichkeit von Arbeitsbeschaffung seitens der Gemeinden und Bezirke keine geringe Rolle.

An Arbeit in Form von Straßenbauten, Errichtung von Wohnhäusern, Dachregulierungen, Stabilisierung von Rutschgebieten, Reparaturen aller Art fehlt es wahrlich nicht. Was in dieser schweren Zeit aber doppelt fehlt, sind die notwendigen Geldmittel, die hierfür aufgewandt werden müssen. Durch das ungeliebte Gemeindefinanzen- und die nicht minder verderbliche Steuerreform des Bürgerblocks, sind die „autonomen“ Körperschaften vielfach außerstande, selbst für äußerst dringende Arbeiten die entsprechenden Kredite aufzutreiben. Da aber der Staat für Straßenbauten, Meliorationen usw. größere Summen bereitstellt und auch die produktive Arbeitslosenfürsorge seitens des Ministeriums für soziale Fürsorge eine nicht zu unterschätzende Beihilfe darstellt, läßt sich trotz alledem bei einigem guten Willen und etwas Energie noch manches leisten.

An einem praktischen Beispiel soll dies aufgezeigt werden. Im politischen Bezirk Tetschen a. G. bildete sich auf die Anregung eines Bürgermeisters hier ein Komitee von Gemeindevorstehern, Parlamentarier und technischen Beamten, das die Aufgabe erhielt, die von den Gemeinden und den Bezirken geplanten öffentlichen Arbeiten systematisch zu fördern. Die Gemeinden wurden im Zirkularwege aufgefordert, ihre Wünsche in bezug auf die wichtigsten Notstandsarbeiten unter Angabe, Pläne und Kostenanschläge bereits vorhanden sind, raschest mitzuteilen. Dieser Aufforderung entsprach eine ganze Reihe von Gemeinden, eine große Anzahl reagierte leider überhaupt nicht. Es scheint Gemeindevormaltungen zu geben, denen die Frage der Arbeitsbeschaffung keine allzu große Sorgen zu bereiten scheint.

Der Bezirk Tetschen um 18 Gemeinden, welche Vorschläge machten, haben einen Kreditbedarf für Notstandsarbeiten von insgesamt 57,5 Millionen Kronen. Der größte Teil entfällt auf den Bezirk mit 30,6 Millionen Kronen. Die von ihm geplanten großen Arbeiten sind zum Teil finanziell gesichert. Die Städte Bodenbach und Tetschen wollen je über 5 Millionen Kronen für Notstandsarbeiten aufwenden; dann kommen kleinere Gemeinden mit Beträgen von 15.000 K bis in Hunderttausende Kronen. Nach schätzungsweise Berechnung entfallen von der Gesamtsumme der Baukosten zwanzig Millionen Kronen auf Arbeitslöhne. Bei einem Tagelohn von etwas über 40 K könnten 2000 Ar-

beiter durch rund 190 Tage beschäftigt werden. Von den ungefähr 10.000 Arbeitslosen im politischen Bezirk Tetschen könnte also bald der vierte Teil lange Zeit Beschäftigung erhalten. Der tatsächliche Bedarf für öffentliche Arbeiten aller Art ist noch weit größer und könnte noch viel Menschen mehr ihr Brot dabei verdienen, wenn die Frage der Selbstbeschaffung gelöst werden könnte.

In dieser Richtung muß das Mögliche getan werden, alle nur halbwegs in Frage kommenden Quellen müssen erschlossen werden. Verdienstmöglichkeiten müssen gerade im Bezirk Tetschen um so mehr geschaffen werden, als dort bisher zwanzig größere Betriebe, vor allem Textfabriken, dauernd gesperrt worden sind, weshalb die Zahl der aus dem Produktionsprozeß ausgeschiedenen Arbeiter stets eine sehr erhebliche bleiben wird.

Angeht die finanziellen Schwierigkeiten wird sich leider nur im Teil der geplanten Notstandsarbeiten in die Tat umsetzen lassen. Es muß mit aller Entschiedenheit dafür gesorgt werden, daß nichts ungeschähen bleibt, Arbeit und damit Brot für die durch die kapitalistische Unvernunft und Raffgier ins Elend gebrachten Massen von Arbeitslosen zu schaffen.

Wenn alle Gemeinden und Bezirke ihre gesamte Kraft in dieser Richtung anwenden würden, könnte viel Not damit gemildert werden. Dabei würden Arbeitsleistungen von dauerndem Werte vollbracht.

Das Rüstzeug des Dritten Reichs. Wieder ein Hauptschlager der Nazis als Fälschung entlarvt.

Die Versammlungsrede, die in den letzten Wochen in allen Hakenkreuzversammlungen feiert, ob sie jetzt Krebs oder Jung zu halten hat, ist vorwiegend auf den Schlager aufgebaut, daß die sozialistischen Volksbeauftragten im November 1918 einen Aufruf erlassen hätten, in dem den deutschen Arbeitern das Blaue vom Himmel versprochen wurde. Auch der „Tag“ hatte diesen sonderbaren Aufruf einmal abgedruckt und seine Stoffen dazu gemacht.

Der selbe Aufruf war vor den Septemberwahlen in deutschen Blättern im Reich gedruckt worden (von wo ihn unsere Hakenkreuzläufer auch wohl bezogen haben). Der sozialdemokratische Abgeordnete Dittmann hatte ihn als Fälschung erklärt und den deutschen „Striegauer Anzeiger“ der Fälschung beschuldigt. Am Tage der Wahl erschien in diesem Organ ein neuer Artikel mit der Ueberschrift „Und er ist doch echt“; darin wurde behauptet, der Aufruf müsse sich im Archiv des Reichsinnenministeriums befinden.

Dittmann bekam das Blatt mit dieser Behauptung erst wochenlang später zu Gesicht.

Neuerdings hat das Blatt in einer Jahreschronik diese Behauptung wiederholt. Darauf sandte Dittmann den „Striegauer Anzeiger“ vom 13./14. September 1930 an das Reichsinnenministerium mit der Bitte um Mitteilung, ob sich ein solches Manuskript im Archiv des Ministeriums befinde. Auf diese Anfrage hat Verwalter Dittmann nunmehr am 21. Februar 1931 folgende Antwort erhalten:

„Unter Rückleitung der anliegenden Nr. 215 des Striegauer Anzeigers vom 13./14. September 1930 beehre ich mich mitzuteilen, daß nach den vorgenommenen Feststellungen weder im Reichsministerium des Innern noch im Reichsarchiv ein Originalmanuskript zu dem angeführten Aufruf der Volksbeauftragten vorhanden ist.“

Ferner erlaube ich mir noch folgendes zu bemerken: Unmöglich kann dieser Aufruf im damaligen Reichsamt des Innern oder einer anderen Zentralbehörde des Reichs auf Veranlassung der Regierung führenden Rats der Volksbeauftragten (Ebert, Haack, Scheidemann, Landsberg, Dittmann, Barth) entstanden sein. Diesen Rat der Volksbeauftragten gab es am 9. November noch nicht. Der erste von ihm bekannt gewordene Aufruf datiert vom 12. November 1918 und hat ganz anderen Inhalt (s. vgl. Reichsgesetzbl. S. 1903).

Die Aufrufe, welche am 9. November erlassen und in den beim Reichsarchiv gesammelten Zeitungen aus jener Zeit abgedruckt sind, stammen von Prinz Rag von Baden (Thronbergsicht), Ebert (Ueberrahme der Reichsfinanzgeschäfte und Antritt der neuen Regierung), von der Sozialdemokratischen Partei (Erfüllung ihrer Forderungen), vom Arbeiter- und Soldatenrat (Generalstreik). Schließlich gibt es noch einen von Ebert, Scheidemann und Landsberg unterzeichneten Aufruf: „Volksgenossen!“

Die Form des Aufrufs und die Karze „An Alle“ läßt vermuten, daß er den Aufrufen, welche die bolschewistischen Machthaber nach der siegreichen politischen russischen Revolution im November 1917 erlassen haben, nachgeahmt ist. Er stellt eine ungewöhnlich plumpe Fälschung dar.

Wie wir die Nazis kennen, wird der Aufruf darum noch lange nicht ad acta gelegt. Sie werden ihn in Wort und Schrift weiter als „Schlager“ vermehren. Aber wo wir Gelegenheit haben werden, ihre Argumentation zu überprüfen, werden wir den Schwimdel auf der Stelle richtig stellen und darauf verweisen, daß es sich bei diesem bombastischen Aufruf mit seinen abenteuerlichen Versprechungen um ein Erzeugnis völliger Fälscher handelt.

Gemeinsame Sitzung der vier Internationalen der öffentlichen Dienste und Betriebe. In Strahburg hielten Vertreter der Internationalen der öffentlichen Dienste und Betriebe, der Internationalen des Personals der Post, Telegraphen- und Telefonbetriebe, der Beamten-Internationalen und des Internationalen Berufssekretariats der Lehrer eine gemeinsame Sitzung ab, die sich insbesondere mit den Möglichkeiten einer engeren Zusammenarbeit befaßte. Die Konferenz stimmte dem Prinzip der gegenseitigen Vertretung in Fragen zu, die in den Organen der vier internationalen Berufssekretariate besprochen werden, ferner wurde beschlossen, bei der Behandlung von Fragen, die vom Internationalen Arbeitsamt auf die Tagesordnung internationaler beratender Zusammenkünfte gesetzt werden, gemeinsame Besprechungen abzuhalten. Die Frage der Bildung eines Komitees der vier Internationalen wurde zurückgestellt.

Die goldene Galerie

Ein Roman aus der Filmindustrie. Von Fritz Volentz.

Was wollen Sie, er ist der beliebteste Deutsche Darsteller. Ich hab' schon zwei Dupen Filme für ihn geschrieben. Und kann ihn doch nicht leiden. Kopf leer wie ein ausgeronnenes Bierfass, eingebildet wie ein wirkliches Genie, kommt mit einem Band Platon unterem Arm ins Atelier, damit man glaubt, er verstehe philosophische Werke oder beschäftigt sich wenigstens mit ihnen. Ich hab' mal reingeguckt und konstatiert, daß das Lesegericht immer an derselben Stelle liegt. Er hat also nicht mal die Intelligenz, es jeden Tag um ein paar Seiten weiter zu verlegen. Und das ist das Ideal der deutschen Mädchen, der braven deutschen Frau. Zum Hohen. Na, Sie werden ja sehen.

Ulfar plagte sich zwei Wochen mit der Umgestaltung des Buches. Es war eine herzerweichend traurige Geschichte von zwei feindlichen Brüdern, die ein Mädchen liebten. Der eine war tugendhaft und besete, der andere war es nicht und ging in Nachfolge. Der fromme wurde glücklich und bekam das Mädchen, der andere ging elendig zugrunde. Die Autorentette, durch die das Manuskript gefaßt war, hatte es verworren, aber nicht vielgestaltiger gemacht, und so bestand Ulfars Arbeit hauptsächlich darin, die ursprünglich klare und logische Linie der Handlung wiederherzustellen und die Charaktere ein wenig plastischer und lebendiger zu machen; sie waren gar arselige Schwarz-Weiß-Figuren geworden. Ulfar war zufrieden, zahlte die vereinbarte Summe, nahm einige Entwürfe Ulfars mit und versprach, ihm bald Bescheid zu sagen, ob Ditter sich dafür interessierte.

Tatsächlich bekam Ulfar wenige Tage später ein Schreiben Ditters. Er möge in das Büro der Jupiterfilm kommen.

Die Jupiterfilm lag im dritten Stockwerk des zweiten Hofes eines mit Filmbüros bis unters Dach durchsetzten Hauses in der Friedrichstraße. Die Firmmentafeln, die Ulfar las, als er über die Treppen stieg, waren wie die Stationen eines Passionsweges; es war fast keine Gesellschaft darunter, bei der er nicht schon vorgesprochen hätte. Der Name der Jupiterfilm war noch nicht gedruckt und noch nicht in Erz gemeißelt, er war nur auf Pappenbettel gemalt und mit einem Nagel an einer Tür befestigt. Es gab auch nicht viel Personal — einen Diener, der gleichzeitig Operateur und Chauffeur des Direktors war, einen Buchhalter, eine Stenotypistin. Auch hier waren die Wände mit alten Plakaten behängt, sie mochten noch vom Vorgänger Ditters stammen, der in diesen Räumen eine nach anderen Sternen benannte und an anderen Sternen grundgegangene Firma innegehabt hatte. Ditter kam vom Territz zur Produktion, er handelte immer noch mit amerikanischen und französischen Filmen, und so waren über einen Teil der alten Plakate fremdsprachige, nicht minder große, neue gellebt worden.

In einem von zwei schmalen Fenstern dämmig erhellen Zimmer sah ein sozialer Reisender in Seidenwäsche oder ein kleiner Provinzkaufmann sein konnte, in großartigerm Anzug, Viceroy und jenen dickflüssigen, ledrigen Humor der Spieler im Antik, die ersten langsam, behäbig, als wäre das Heben eines Arms eine Leistung, der Gang durch das Zimmer eine Tat. Das war Ditter.

Er gebärdete sich überaus lebenswürdig, ritz Wige über das Wetter, die Frauen, den Film, den Außenminister. Kam auf eine Diba, die nichts nach Amerika geflohen war und phanta-

stische Schneidrechnungen hinterlassen hatte, kam auf einen Film, der gestern durchgefallen war — „Was sagen Sie nur, wie kann man so was aufführen?“ — und landete schließlich bei Ulfars Filmentwürfen. Nun aber wurde er ernst.

„Ihre Entwürfe gefallen mir sehr gut“, sagte Ditter, „mir als Privatmann. Als Filmkaufmann aber muß ich sagen, daß ich Filme dieses Niveaus leider nicht drehen kann, weil das Publikum sie nicht sehen will. Es will sich doch amüsieren, es verlangt leichte Kost, und ich kann keinen Durchfall riskieren. Meine Produktion ist jung, aber sie beschäftigt doch eine hübsche Anzahl von Menschen, die alle brotlos werden, wenn ich an einem Film Geld verliere. Sie müssen meine Stellung begreifen: Ich bin machtlos, ich muß die Ware liefern, die man von mir fordert, oder ich muß liefern. Ich mache Ihnen daher folgenden Vorschlag: Wir stellen Ihre Entwürfe vorläufig zurück, vielleicht kommt der Tag, an dem ich auch einen Film dieser Art drehen kann, und Sie machen mir indes das Buch zu diesem Film hier.“

Er unterbrach, frants in seiner Schreibstube, brachte Briefe, Rechnungen, Filmausschnitte, Photos zum Vorschein, schließlich ein Buch, das Bühnenmanuskript einer alten Operette.

„Ich habe die Rechte dieser Operette erworben. Ich habe Hermann Lüders engagiert, für den die Rolle des Grafen Wasserstein wie geschaffen ist. Schreiben Sie das Drehbuch. Ich zahle anständig.“

Ulfar warf einen Blick in das Drehbuch; es war eine uralte Operette, als er in die Schule ging, war sie der große Schlager gewesen, seine Mutter hatte am Hochherd die Pieder der Heldin vor sich hingestimmt, ganz leise Langen sie noch in ihm nach. Nun sollte diese Operette wieder aufleben? Zu Hunderttausenden getragen wer-

den, sie mit ihren Melodien erfüllen, aber auch mit dem Schwachsinn und der Verlogenheit ihrer Fabel? Eine Weile überlegte er, dann reichte er das Drehbuch Ditter zurück.

„Nein, das mache ich nicht!“

Ditter nahm es ruhig. Seine schien es, als war er auf diese Antwort gefaßt.

„Ich werde es selber schreiben, der macht es geru. Damit Sie aber sehen, wie weit ich Ihnen entgegenkomme, biete ich Ihnen ein anderes Buch an, ein Sujet, das Ihnen mehr Freiheit der künstlerischen Gestaltung läßt. Ich habe gestern für meine Produktion das Schlagerlied „Wenn du mich liebst bei Mondenschein“ angekauft. Fabelhafte Sache das, wird überall gespielt und gesungen, viele hunderttausend Exemplare verkauft, von den Schallplatten gar nicht zu reden. Der Film muß auf diesem Lied aufgebaut werden, das heißt, es muß mehrmals darin vorkommen, es soll so eine Art — oh, wie nennt man das nur, bei einem Couplet...“

„Refrain, meinen Sie.“

„Stimmt, Refrain, eine Art Refrain soll es sein. Der Lüders muß es mehrmals singen. Er singt es fabelhaft. Einmal muß er es in frohlicher Stimmung singen, dann gegen Schlaf zu, in trauriger, so, wissen Sie, in einer wehmütigen Erinnerungszene. Das haben die Leute gern. Das zieht. Sagt Ihnen das eher? Sie können die Handlung frei erfinden, sie können um das Lied die wunderbarsten Geschichten gruppieren.“

Ulfar schüttelte den Kopf. „Auch die Liebe bei Mondenschein liegt mir nicht.“

Da geriet Ditter in Verzweiflung. „Wer wird mir denn das Buch ausarbeiten? selber ist überlastet, Schlesinger kann es nicht übernehmen, der hat noch zwei Aufträge von mir, Ulfar hat auch jabel zu tun.“

(Fortsetzung folgt.)

Hilfe für die kleinen Industriegemeinden!

Auf der Jahreskonferenz des Kreises Teplitz-Saatz erwiderte das Ausstehen zahlreicher Vertreter von Organisationen aus den kleinen Industriegemeinden des Erzgebirges die größte Aufmerksamkeit. In schlichten, einfachen und eben deshalb zu Herzen gehenden Worten schilderten die Genossen die Not dieser Gemeinden und ihrer Bewohner. Zum Teile findet sich in diesen Orten eine alleingelassene Industrie, meist Heimarbeit, wie Spitzenklopfer, Messerschmiederei und ähnliches. Soweit überhaupt noch Beschäftigung vorhanden ist, kommen die Arbeiter bei angestrengtester Arbeit auf 2 bis 5 K täglich. Die überwiegende Mehrzahl dieser Arbeiter und Arbeiterinnen hat aber überhaupt keine Beschäftigung mehr. Neben diesen Heimarbeitern wohnen aber in diesen Gemeinden zahlreiche Arbeiter, welche Arbeit in den nächstgelegenen Industriestädten gefunden haben. Diese sind infolge der Krise zum größten Teile arbeitslos und infolge der Rationalisierung ohne Hoffnung, in absehbarer Zeit wieder Arbeit zu finden. Der diesen Verhältnissen schlag kennt, weiß zu beurteilen, was das bedeutet. Ueberaus arbeitsame, genügsame, ausgezeichnete Menschen stehen vor dem Nichts, sind dem Hunger und der Verzweiflung preisgegeben. In bewegter, erschütternder Weise schilderten die Genossen dieses Elend, aber gleichzeitig die Dankbarkeit der Gebirgsbewohner gegenüber der Partei und dem Genossen Dr. Gsch, da die Ernährungsaktion für viele von ihnen die Rettung vom Hungertode bedeutet. Aber die Genossen wollen Hilfe durch Arbeit. Wie ist ihnen zu helfen?

Die Bestimmungen des vierten Hauptstückes des Gesetzes vom 5. Juni 1930 Nr. 74 über die produktive Arbeitslosenfürsorge kommen für diese Gemeinden kaum in Betracht. So arm wie die Bewohner sind auch die Gemeinden. Eine Steuerbasis 2000; 3000, höchstens 5000 K reicht kaum hin, um bei voller Ausnutzung der durch die Rodelle zum Gemeindevermögen abgegebenen Möglichkeiten die laufenden Ausgaben der Gemeinden zu decken, wobei die bürgerlichen Parteien oft genug diese volle Ausnutzung verhindern. Eigenes Vermögen, das irgendwelche Anwartschaften abwerfen würde, ist nicht vorhanden. Abgaben einzuleben ist bei der Armut auch der Gewerbetreibenden unmöglich.

Dabei wäre Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden! Gemeindefragen und Wege, die so infolge langjähriger Vernachlässigung und des wachsenden Verkehrs, insbesondere durch Autos, Autobusse und Lastautos sich überall in einem geradezu erdärmlichen Zustande befinden, harren der Ausbesserung. Wasserleitungen wären zu errichten oder auszubauen. Viele Schulen bedürfen dringender Reparaturen. Wohl gibt das ärmste Geschlecht die Möglichkeit zu einem Staatszuschuß von 10 K auf den Lohn. Aber wo soll die Gemeinde den restlichen Lohn, wo soll sie das Geld für die erforderlichen Materialien hernehmen? Die besonderen Verhältnisse dieser Gemeinden erfordern besondere Maßnahmen. Das gilt selbstverständlich nicht nur für das Erzgebirge, sondern in gleicher Weise für alle Gebirgsregionen an den Rändern und im Innern des Staates. Die Zustände im Böhmerwald, im Adlergebirge, im böhmisch-mährischen Gesenke, im Altvatergebirge schreien ebenso zum Himmel, wie jene im Erzgebirge!

Hier muß der Staat helfen, muß für Arbeit sorgen, wodurch nicht nur diesen Tausenden Brot verschafft werden könnte, sondern Hunderttausende an Arbeitslosenunterstützungen aller Art erspart würden. Unserer Ansicht nach müssen billige, langfristige Kredite beschafft werden, deren Verzinsung zum erheblichen Teile der Staat auf sich zu nehmen hätte. Die sozialen Institute werden in einer ihre Bestimmung weit übersteigenden Weise zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit herangezogen. Hunderte Millionen müssen die Sozialversicherungsanstalt und die Pensionsversicherungsanstalt hergeben. Mit der größten Bewunderung sieht aber die Bevölkerung, daß die Banken, insbesondere die Landes- und Hypothekendarlehenbanken völlig unberührt bleiben. In diesen Instituten häufen sich Milliarden. Sie werden ausschließlich nach dem Gesichtspunkt, möglichst hohe Gewinne zu erzielen, verwaltet. Diese Institute sind Landesinstitute, genießen eine ganze Reihe von Vorrechten, sie dürfen nicht nach rein privatkapitalistischen Grundsätzen verwaltet werden; es ist vielmehr ihre Pflicht, auch jenseits zur Unterstützung der Not beizutragen.

Wir glauben, daß diese Institute sehr wohl durch drei Jahre je 100,000,000 K aufbringen und bei einer Verzinsung von 5 Prozent ihr Auslangen finden könnten. Zusätzlich einer einhalbprozentigen Amortisierung wäre je nach Finanzschwäche ein Betrag von 5,5 bis 16,5 Millionen Kronen jährlich zur Verzinsung und Rückzahlung dieser Darlehen aufzubringen. Wir stellen uns vor, daß die Hälfte der erforderlichen Beträge vom Staate aufzubringen wäre, also Beträge, die bei dem Jahresmilliardenbudget kaum ins Gewicht fallen, wobei ein erheblicher Teil durch Einsparungen bei der Arbeitslosenunterstützung wieder heringebracht würde. Durch die Vornahme dieser Arbeiten würde aber die gesamte Volkswirtschaft in unseren Gebirgsregionen ungemein gewinnen; die verheerenden Verschlechterungsverhältnisse lämen der Industrie und Landwirtschaft jagate, der Fremdenberkehr erheblich steigen.

Werdings müßte darauf gesehen werden, daß das Geld nicht nutzlos verpulvert wird. Diese Gefahr besteht, wenn jede Gemeinde planlos für sich allein wirtschaften könnte. Es wäre sehr erwünschenswert, die Aktion nicht auf die Gemeinden, sondern auf die Bezirke zu stellen. Auch die

Errichtung von Zweigverbänden der Gemeinden unter Patronanz und Aufsicht der Bezirke könnte viel Gutes schaffen. Es hätte kaum einen Zweck, die Straßen und Wege in der Gemeinde A zu verbessern, verkehrsfähig zu gestalten, wenn gleichzeitig in der benachbarten Gemeinde B alles beim alten bliebe. Also planmäßiges, vom Interesse der Gesamtheit bestimmtes Vorgehen!

Bedarf es noch einer näheren Auseinandersetzung, wie sehr durch solche Arbeiten Handel und Wandel in diesen armen Bezirken gewinnen würde? Wir glauben ruhig sagen zu können, daß der Staat einen erheblichen Teil dessen, was er

berzahlt, in kurzer Zeit in der Form erhöhter Zueingänge wieder zurückbekäme. Es bedarf auch kaum einer besonderen Erwähnung, daß bei Ausführung der Arbeiten nur orts- und bezirksansässige Arbeiter und Gewerbetreibende in Frage kämen. Wir stellen daher mit aller Entschiedenheit die Forderung auf, daß raschstens etwas für unsere Gebirgsregionen geschieht. Findet man eine andere und bessere Form der produktiven Fürsorge, so soll sie willkommen sein. Die Hauptsache ist: Unsere braven Gebirgsbewohner müssen vor dem geistigen Tode, der durch die Verelendung getrieben werden!

Eine ganze große Gemeinde ohne Arbeit.

Notlandsbild aus dem Elbsandsteingebirge.

Von V. Goldschmidt.

Wie leben unsere Arbeitslosen?
Wobon leben sie?

Wie sieht es aus in den deutschböhmisches Städten und Dörfern, in denen die Betriebe stehen, unzählige Arbeiterfamilien bittere Not leiden?

Diese Fragen trieben mich hin und in die Bezirke, deren Elendschreie immer lauter, immer beweglicher, immer erschütternder durch den ganzen Staat hallen.

Aber wo anfangen, wo beginnen mit dieser touristischen aller „Reportage“-Reisen?

Andere dienstliche Notwendigkeit veranlaßte mich, unseren Bodendacher Kreis zum Ausgangspunkt zu nehmen. Und dort führte mich der erste Weg zu den Hängen der Böhmischen Schweiz, über das im Sommer so beliebte, nun unter schwerer Schneedecke im tiefsten Winterschlaf liegende Herrnschreien, südostwärts hin auf zur großen Gemeinde Jonsdorf, wo die Sachseingänger zu Hause sind. Ja, nun sind sie wirklich alle zu Hause, alle die vielen hundert Männer der weit über tausend Seelen zählenden Siedlung. Jonsdorf, das ist nun wahrhaftig ein Dorf ohne Arbeit. In früheren Wintern, vor dem Kriege, waren die Sägemühlensarbeiter, die Holzschläger, die Pfleger, die Bauarbeiter, Dachdecker, Zimmerleute kaum mehr als zwei Wochen, um die Weihnachtszeit, daheim; das ganze Jahr über hatte ihnen die Industrie in Sachsen, wo man diese mächtigen und fleißigen Menschen zu schätzen weiß, für schwere Arbeit erträglichen Verdienst verschafft. In den letzten zehn Jahren aber wurde es von Mal zu Mal schlechter, mit jedem Jahre wurde die Zahl der Freiwochen und -monate größer, immer größer die Zahl der zeitweise Arbeitslosen und in diesem Krisenwinter nun hat die Not ihren Höhepunkt erreicht: alles, alles ist arbeitslos. Letzte Sachseingänger — einer von ihnen schaffte durch 38 Jahre bei eine und derselben Dresdener Firma — erzählten mir, daß sie brauchen von Ende Mai bis Anfang Oktober des Vorjahres zuletzt in Arbeit standen — seitdem sind sie auf die Arbeitslosenunterstützung oder auf die Krisenhilfe angewiesen — wenn sie nicht gar schon ausgesteuert sind. Vom Verband der Holzarbeiter, dem im Orte etwa achtzig Leute angehören, wird eine Arbeitslosenunterstützung zwischen 80 und 100 Kronen ausbezahlt, je nach der Beitragsklasse, die Krisenunterstützung bewegt sich zwischen 30 und 70 Kronen. Darin Zeiten für Männer, die sonst wöchentlich 250 bis 280 Kronen heimbringen, hart für die Familien, die die Wochen der „großen“ Unterstützung, dann die Wochen der Krisenhilfe dahinschwinden sehen. Wie bald wohl der Augenblick, da auch sie auf die Lebensmittellaktion angewiesen sein werden, deren schon jetzt nur ein Bruchteil teilhaftig werden kann. 25 Familien, gänzlich ohne Arbeit, ohne Unterstützung und ohne „Beiß“ — von diesem sei später die Rede — leben jetzt schon hauptsächlich von der wöchentlichen Lebensmittellaktion, die sich mit dem Gemeindezuschuß auf 30 bis 40 Kronen beläuft. Siebzehn Kinder im Orte waren für die Milchkarte vorgeschlagen — täglich ein Viertel Liter Milch auf Bezirkskosten für jedes Kind, die Gemeinde spendet eine Semmel dazu — aber der Schulrat lehnt nur fünfundsiebzig als bedürftig passieren!

Wie leben diese Menschen?

Wie leben Mann und Frau mit den Kindern — wenn es ihnen also noch „gut“ geht — von zehn oder zwölf Kronen Arbeitslosenunterstützung, wie leben die noch Vermehren von taglichen sechs Kronen Krisenhilfe? Und wie leben die Aermsten, die nur die Lebensmittellaktion haben?

Da sind also zuerst die „Besitzer“. Das sind nämlich diejenigen, die ihr zweizimmeriges Häuschen haben und ein Stückchen Kartoffelfeld in Pacht. Das sind die Glücklichen. Sie haben ihren eisernen Vorrat von etlichen Zentnern Erdäpfeln über den Winter. Dazu wird Brot gekauft, so daß kein Regen Hunger leiden braucht, ein Stück Margarine ist auch immer im Haus, dazu Kaffee, gewöhnlich auch Milch und Zucker (manchmal auch nicht), ein paar Mal in der Woche ein Stück Speck, an den Erdäpfeln, seltener ein Einbrennen Wurst, am Sonntag für die ganze Familie ein Pfund Fleisch. Hier und dort steht auch ein Stück Kleinsch, eine Biere, ein Sektwein im Stall. Eine unserer Genossen erzählt, daß er neuer das Schweinefleisch, als es endlich so weit war, verkaufen mußte, denn die paar Kronen Unterstützung reichen nicht hin und her. Der Pachtzins für das Feld muß bezahlt werden, die Bezahlung des elektrischen Lichts — das überall im

Ort eingeführt ist — duldet keinen Aufschub, diese oder jene Anschaffung wird, so sehr man auch spart, schließlich unvermeidlich.

Je geringer die Unterstützung — und schon gar, wenn eben kein Beiß da ist — desto größer die Rolle, die der Erdäpfel im Haushalt spielt.

Erdäpfel — das ist überhaupt das Alm und Auf all der unzähligen Arbeitslosen, in allen Elendsgebieten die man betritt, bei allen Ritzen und Abendscheu. Wären die Erdäpfel nicht, so müßte das nordböhmisches Proletariat, das jetzt so elend dahinfährt, in wenigen Wochen zugrunde gehen.

Und dabei, wie teuer kommen diese selbstgebaute Kartoffeln! Die arbeiten und schaffen Mann und Frau, auch in der Zeit normaler Beschäftigung, um dem Boden diesen Schatz für die Wintermonate abzurufen! Jedes Kilogramm Erdäpfel werden täglich schon in einer kleinen Familie konsumiert! Wenn nämlich so viel da sind. Bei den weniger Glücklichen, dem völlig Besitzlosen, fehlt oft auch noch die nötige Menge Erdäpfel. Hier wird auch mit den Kartoffeln gespart. Aber je weniger Geld im Hause ist, desto reicher erscheinen die Kartoffeln am Tische, desto weniger Zutaten haben sie, desto abwechslungsloser werden die Erdäpfelgerichte, desto rascher ist die freundlose Mahlzeit erledigt. Die Menschen müssen jeden Tag immer wieder Erdäpfelsuppe, Erdäpfelauflauf, Erdäpfelbrei, geröstete Erdäpfel als die Mahlzeit zu sich nehmen, befriedigen damit nur den Augenblickshunger, leben dahin, von Tag zu Tag immer mehr an Widerstandskraft einbüßend.

Die Erdäpfelmahlzeiten, das sind die Hauptzeitpunkte des Tages.

Mit der Zubereitung des Essens, mit der Betreuung der Kinder, der Reinhaltung der Wohnung geht für die Frauen ein großes Stück Tag vor sich. Man möchte fast sagen, daß sie die Glücklicheren sind. Denn den Männern bietet der Haushalt keine oder nur sehr wenig Beschäftigung.

Diese völlige Beschäftigungslosigkeit der Arbeitslosen trägt unendlich viel zu dem traurigen Bild bei, das, wie in Jonsdorf, so überall, fast jede Stube bietet, die man betritt.

„So lang und so viel wie möglich schlafen“, sagt mir ein älterer Genosse, verstoßenerweise Holz zu beschaffen suchen, bischen Holz schneiden, beim Dien sagen, Trübsal blasen, lesen — wenn was da ist — zum Nachbarn gehen — so rümt der Tag dahin. Ohne Inhalt — außer dem der Sorge — ohne Abwechslung, ohne Freude.

Nun wollen wir einmal in eine der Stuben treten, wo völlig beschlossene Arbeiterfamilien hausen, die keinerlei Unterstützung beziehen und wo die Lebensmittellaktion den einzigen Halt bietet:

In einem niederen Raum von etwa fünfzehn Quadratmetern treffe ich an: eine Frau, in den besten Jahren, aber mit fahlem, schmalen Gesicht, aus dem unter stark angegrautem Haar ein paar dunkle große Augen die übertrafenden Besucher fragend anblicken. Der Blick ist gut und freundlich: vielleicht kommt Hilfe... Die Frau steht beim Herd und rührt in dem einzigen Topfe. Von der Bank daneben erhebt sich ein vierzehnjähriges Mädchen, beim Tische sitzt ein Schulkind, rückwärts im Bett liegt eine achtzehnjährige, deren geschwächter Körper diesem Winter nicht ganz standhielt. Nach einer Weile kommt der Mann heim — seit zwei Tagen ist er Schneeschauer in Bezirksdiensten, bekommt drei Kronen für die Stunde. Wie lange wird dieses Geschäft dauern? Sonst weit und breit keine Verdienstmöglichkeit!

Wobon lebt Ihr?

Ja, die Lebensmittellaktion und die Milchkarte für das Schulkind — das ist alles.

Die Kleine bekommt ihren Teller Erdäpfelsuppe. Ohne Brot. Zitternd hat sie darauf gewartet — dann geht sie wieder zur Schule.

Woher habt Ihr die Erdäpfel? Die Tochter, die nun krank liegt, war bei einem Bauern im Dienst. Von dort, von mitleidigen Bekannten, denen es noch ein wenig besser geht, von der Hilfsarbeit, die der nun seit mehr als einem Jahr arbeitslose Bauarbeiter im Sommer geleistet hat, sind sie erwirtschaftet. In dem Loch, das als Keller dient, bleiben nicht alle recht genutzbar — aber geessen wird alles. Wenn ein Stückchen Geld auftaucht, muß es für die Miete verwendet werden. 360 Kronen im

Jahr — für diese Stube und eine Kammer — sind ein tiefer Vertrag.

Seit wann lebt Ihr so?

Ich bekomme erst ausweichende Antwort und errate, daß es so ganz schlecht erst in den letzten Monaten ist. Wieso? Habt Ihr Schulden gemacht? Und nun kommts heraus:

„Wenn uns die Genossen, drüben im Laden, nicht geborgt hätten, wären wir alle schon draufgegangen!“

Wir wissen: die sozialistische Selbsthilfe ist ja anders gedacht; aber wer kann zucken, wenn eine ganze prächtige Familie vor die Hunde zu gehen scheint?

Wer jetzt kann nichts mehr gepumpt werden und die Leute wollen am nichts mehr auf Bump nehmen; wann, wovon soll die Schuld zurückgezahlt werden?

Von den Blicken in andere Arbeitslosenstuben sei nur noch ein zweiter widergespiegelt: ein junger Dachdecker, sein krankes Weib und ein Kind sind durch die Krise nunmehr dem Nichts gegenübergestellt; mit einer Unterbrechung von acht Wochen, da er Beschäftigung in Bodenbach gefunden hatte, ist er, sonst Sachseingänger, seit November 1929 arbeitslos und nun seit acht Wochen ohne jede Unterstützung, abhängig allein von der Lebensmittellaktion. Der Hunger schaut ihm aus den Augen, die Unterredung, das Auge überlegen meiner Fragen strengt ihn schlicht an. Dennoch ist er nicht im mindesten mürrisch, erscheint mir nicht einmal als verbittert, er hofft, hofft, wie sie alle hoffen, auf irgendwelche nahe Wandlung, auf das Frühjahr, auf Notstandsarbeiten. Und wenn nur die Lebensmittellaktion sein Ende nähme!

Erhebend in all dieser Traurigkeit ist die feste Verbundenheit aller unserer Leute mit der Partei.

(Die überwältigende Mehrheit der Jonsdorfer Arbeiterfamilien bekennt sich zu uns; neun von fünfzehn Gemeindevorsteher sind sozialdemokratisch.) Sie anerkennen rückhaltlos, was geleistet wurde, sind überzeugt, daß das Menschenmögliche geschieht. Ihr Verstand glaubt eigentlich nicht an eine Besserung, aber überall lebt dennoch ein Funken Hoffnung. Dießmal, so scheint es, meinen sie alle, noch durchhalten zu können. Aber von allen Lippen hört man immer wieder die bangste Frage:

Was soll im nächsten Winter werden?

Unglaublich stark im Tragen und Leiden, unglaublich bescheiden sind alle diese Menschen. Bedrückt, gedrückt sind sie, aber nicht niedergedrückt. Sichtlich wird ihnen schon ein wenig leichter ums Herz, wenn sie sich nur aussprechen, wenn sie von ihrer Lage mit denen von draußen reden können, wenn sie sehen, daß sie nicht vergessen sind. In allen Stuben gibt es nur zwei Gesprächsgegenstände: wann und wie könnte es anders werden, und wie werden wir morgen unseren Magen füllen. Mysteriös reinlich und anständig sind sie alle, innen und außen. Auch die armseligste Stube blüht vor Sauberkeit. Der Fußboden ist blank geschweert, jeder Gegenstand steht an seinem Ort, nirgends schmutzige Böden oder herumliegende Kleider, nirgends Reste von Mahlzeiten, ungewaschenes Geschirr.

Was verlangen sie von der Partei, vom Staat, von Bezirk und Gemeinde?

Sie verlangen nicht viel, nichts Unmögliches. Sie sind sich alle klar über die Lage. Von der Partei erwarten sie, und nicht nur die Jonsdorfer,

Arbeitslosenversammlungen.

in denen sie ihre Schmerzen vordringen und hören können, wie wir uns die nächste Zukunft vorstellen. Vom Staat fordern sie die raschesten Finanzmaßnahmen von Notstandsarbeiten und die Aufrechterhaltung der Lebensmittellaktion, solange keine Arbeitsmöglichkeit besteht. Die alten Sachseingänger, die jahrzehntelang Beiträge für die Invaliden- und Altersversicherung in Deutschland leisteten und nun, wenn sie bei Fortbestand der Krise im Reich, deren Opfer sie sind, ihre Renten gefährdet sehen, verlangen endlich Abhilfe durch zweiseitige Verträge.

Kärglich haben diese Menschen immer gelebt, im letzten Jahrzehnt ist es mit jedem Winter schlechter geworden. Nun aber ist für sie ein Winter gekommen, von dem man wahrhaftig sagen kann, daß er ihnen

zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel läßt.

Noch solch ein Winter würde die Vollendung der Katastrophe bedeuten,

nicht nur für die Jonsdorfer, sondern für so viele nordböhmisches Gebiete.

Mit einem oder anderem von diesen werden wir uns in den folgenden Berichten beschäftigen.

**Genossen! Ihr müßt an-
angeseht für
die Verbreitung unserer Zeitung agitieren-
seht auch überall für unsere Parteipresse
ein. In das Heim des Arbeiters gehört die
Arbeiterpresse. Darum,
Genossen u. Genossinnen, **agitiert!****

Tagesneuigkeiten.

Demokratischer Anbauungsunterricht.

Am Donnerstag sollte in Prag unter dem Protektorat der „Liga für Menschenrechte“ zum erstenmal der Dreyfus-Film vorgeführt werden. Er konnte ja schließlich auch vorgeführt werden, wie er nun auch an anderen Tagen vorgeführt werden darf. Nur — die Liga dürfte durch kein geschriebenes und kein gedrucktes und kein gesprochenes Wort auf sich aufmerksam machen. Die Polizei scheint es als große Gnade anzusehen — und alle staatsbürgerliche Freiheit reicht hierzu — das sie schließlich die Vorführung überhaupt gestattet. Wenn die Veranstalter einen so verdächtigen Titel führen, der die Vermutung wecken könnte, es gebe es neben der Macht der Polizei in demokratischen Staaten wirklich so etwas wie Menschenrechte! Solche Annahme konnte sie und da im verurteilten kaiserlichen Oesterreich laut werden — aber wir sind, Gott sei dank, völlig entseuerlicht. Also wurde verboten, daß vor dem Film ein Textzettel laufe, der ungefähr folgen sollte: Dieser Film zeigt die Entschuldigungs- geschichte der Liga für Menschenrechte. Er schildert den Kampf um die Rehabilitierung eines Unschuldigen. Der Kampf geht weiter, der Kampf gegen Unrecht, Militarismus und Nationalismus. — Und es dürfte auch die Zeitgeist der Liga nicht verteidigt werden und es dürfte kein Wort zu den Mitgliedern der Liga gesprochen werden. Und damit diese Verbote streng eingehalten werden, wurde für genügende Polizeiaufsicht gesorgt.

Wohl in keinem Lande der Welt gibt es eine solche Frankreich-Beherrschung wie in der Tschechoslowakei. Das französische gilt doch geradezu als zweite Landesprache, zumindest bei Bahn und Post und etlichen anderen Behörden. Und daß die Tschechoslowakei mit Frankreich verbunden sei in guten wie in bösen Tagen, das wurde — ohne daß man je um die Meinung der dreieinhalb Millionen Deutschen gefragt hätte — nachdrücklich genug betont. Aber wenn schon ein Bündnis mit Frankreich; dann eines nicht mit den französischen Bonjournets, sondern mit der französischen Gestattung, mit der französischen Kultur, mit dem, was groß und erhaben ist am französischen Volke! Und das ist jener unbeugsame Gerechtigkeitsinstanz, jener Wahrheitsfanatismus, der auch die Verurteilung eines Unschuldigen Juden nicht dulden wollte. Jene Achtung vor dem Rechte des Menschen in jedem Menschen, die so verschiedenartige, in ihren Anschauungen einander oft heftig genug bekämpfende Politiker und Schriftsteller wie Zola und Anatole France, Clemenceau und Jean Jaurès in eine Kampflinie führte. Wie weit entfernt von solcher Geistigkeit und von solcher Sinnlichkeit ist doch jene Methode, die nichts anderes kennt als das Recht ihrer Macht! Wir haben die Macht — wir haben die Polizei — wir haben die Säbel und die Pistolen und die Gefängnisse — und deshalb gebieten wir, was uns nicht paßt — und uns paßt nun einmal die Meinung, daß es so etwas wie Menschenrechte zumindest geben sollte — uns paßt diese Meinung nicht und so verbieten wir sie!

Es genügt doch, wenn bei der nächsten Diplomatenzusammenkunft Herr Beneš in begehrten Worten das französische Volk preist und irgend ein französischer Diplomat die Geistes-, Gefühls- und Seelungsverwandtschaft der Tschechen lobt.

Die Menschenrechte — lassen wir ein paar Narren schwärmen, so wie wir für sie gefühllos sind, als es noch keine tschechoslowakische Republik gab.

Ungewöhnliche Ausbreitung des Radios.

Einer amerikanischen Statistik zufolge stehen gegenwärtig in der ganzen Welt etwa 21 Millionen Radiempfangsgeräte im Werte von zirka 1,5 Milliarden Dollars (50 Milliarden Kč) in Verwendung. Der Hauptanteil fällt natürlich auf Amerika, das Land der Rekordfiguren, wo es rund 10,5 Millionen Empfänger (45 Prozent) im Werte von rund 225 Milliarden Kč gibt. In Amerika werden sehr wenig Detektorempfänger (1 bis 2 Prozent) benutzt. Die meisten Detektoren weisen Rußland und die Türkei auf. Der Wert der Sendefunktionen wird auf rund eine Milliarde geschätzt. Die Sendeanlagen werden in einigen Ländern vollends oder zum Teil von den Interessenten getragen (Vereinigte Staaten und Kanada), gewöhnlich aber werden die Kosten durch einen Beitrag seitens der Besitzer von Empfangsstationen gedeckt. Dieser Beitrag ist in Frankreich am niedrigsten, nämlich 50 Cent, in der Türkei am höchsten, er beträgt dort 44 Dollars. Durchschnittlich beträgt der Beitrag 3 bis 4 Dollars. Die amerikanischen Empfänger sollen die vollkommensten sein, nach ihnen kommen die englischen und die deutschen.

Die politische Zersplitterung äußert sich auch im Rundfunk insofern, als nahegelegene Stationen gleichzeitig ein verschiedenes Programm ausstrahlen, so daß die europäischen Empfänger die größte Selektivität erfordern. In Mexiko ist das nicht der Fall, weil ganze große Gruppen von Sendestationen das gleiche Programm ausstrahlen.

Fünf Jahre Zuchthaus für Lady Owen. Vom Schwurgericht in Versailles wurde die des Nordes angeklagte Lady Owen zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Lady war am ersten Verhandlungstag in großer Toilette und sehr aufgeputzt vor dem Richter erschienen, was äußerst unangenehm wirkte und ihrer Sache sehr schaden konnte. Am zweiten Tag wurde dieser peinliche Eindruck durch die Ausfagen ihres einzigen Liebsten, des Pariser Arztes Gastaud, ver-

Der Prozeß gegen die Deutsche Bank.

Der Verwaltungsrat wußte nichts von der Gründung der Leitner Filiale!

Reichenberg, 26. Feber (Eigenbericht). Die heutige Verhandlung im Prozeß gegen die Funktionäre der Deutschen Bank war mit der Verlesung verschiedener Protokolle ausgefüllt. Der Ausgleichsverwalter Dr. Ehrlich äußerte sich protokolllarisch über die Leitner Filiale, deren Entstehung bis heute nicht genau aufgeklärt ist. Die Gründung war dem Verwaltungsrat nicht bekannt; er wurde einfach vor die vollendete Tatsache gestellt! Der Filialeiter Hofmann ist nach Amerika geflüchtet; der Vorsitzende erklärt unverbätlich, daß er dort gestorben sein soll. Nach der Eröffnung der Filiale waren bereits ganz leichsinnige Kredite erteilt. Es handelt sich jedenfalls um einen weitgehenden Vertrauensbruch Hofmanns. Man machte später Versuche, diese Kredite sicherzustellen, das blieb aber erfolglos. Man hatte u. a. als sogenannte Sicherstellung die Automobile und uneinbringliche Effekten genommen.

Darauf sagte Dr. Ehrlich in persönlicher Aussage u. a. aus: Er kam im November 1927 über Erträgen der Gläubiger zu einem allgemeinen Auswechsellbericht. Er wurde dazu gedrängt, da er sah, daß bei weiterer Ausarbeitung des Berichtes die Verzögerung und damit die Schädigung der Gläubiger zunehmen müsse. In den Büchern war ein großes Wirrwarr. Der Verwaltungsrat bestand aus Laien im Bankfach, die keinen Ueberblick hatten. Die Prüfung der Kredite wäre vor allem Sache der Beamten und der Direktion gewesen. Der Ausgleichsverwalter ließ nach Eröffnung des Konkursverfahrens einen neuen Verwaltungsrat wählen. Nach Ansicht des Ausgleichsverwalters war es nicht möglich, daß bei der Deklaration die Schuldner in einem Jahr den vierfachen Betrag dessen zurückzahlen sollten, was sie als Darlehen erhalten hatten. Darauf führt er die Verluste zurück.

Gegen Schluß der Vormittagsverhandlung wird noch mitgeteilt, daß der Onkel des Hauptbeschuldigten Hofmann, des Prager Filialeiters, eine Kaution geboten und versprochen hat, den angeblich im Ausland — tatsächlich aber noch im Inland — befindlichen Reffen herbeizuschaffen, damit der Pro-

zeß, und der Prozeß wandte sich zu ihren Gunsten. Aus der Aussage Dr. Ostlands ging nämlich hervor, daß er seine Freundin in der schandbarsten Weise ausgenutzt hatte und ihr große Summen für eine Kur abnahm, die sie in seiner Klinik durchmachte. Auch Reisen und Besuche hatte er ohne weiteres angenommen. Die Lady nahm das Urteil ohne jede Aufregung hin.

Erstorten. In Budweis wurde der seit drei Wochen abgängige Franz Jajáček in einer Schneewehe erstorten aufgefunden.

Räuber im Schönheitssalon. In einem sogenannten Schönheitssalon in Brooklyn, wo gerade etwa zwölf Damen behandelt wurden, drangen plötzlich drei maskierte Räuber ein, die mit vorgehaltenen Revolvern die erschrockenen Damen zwangen, sämtliche Schmuckstücke und das Geld auszufolgen. Außerdem ertrugen die Räuber die Kasse des Unternehmens, wo sie 3000 Dollar raubten.

Die Wände von St. Bernhard sind von der Außenwelt durch eine neun Meter hohe Schneedecke vollständig abgeschnitten.

Im Schwarzen Meer gingen am Mittwoch unweit der Einfahrt in den Bosporus die beiden englischen Dampfer „Fernind“ und „Fairfield“ unter. Die Besatzung des ersteren wurde gerettet, während die Mannschaft des zweiten Dampfers bisher in Anbetracht der stürmischen See nicht gerettet werden konnte. Außerdem wird das Sinken eines dritten Dampfers gemeldet, dessen Rationalität bisher nicht ermittelt werden konnte.

Berschüttet. Nach einer Meldung des „Petit Journal“ aus Longwyn sind sechs Arbeiter bei Ahrtragarbeiten verschüttet worden. Zwei kamen ums Leben. Die Verletzungen der vier anderen sind so schwer, daß ihr Zustand als hoffnungslos angesehen wird.

Der Sir-Titel für Chaplin? Wie die Pariser Blätter aus London melden, wurde aus zahlreichen politischen Kreisen die Anregung gegeben, Chaplin, der britischer Staatsbürger ist, obwohl er 20 Jahre in Amerika lebt, wegen seiner einzigartigen Verdienste um die Kunst die Adelswürde und den Titel eines Sir zu verleihen. Auch in Paris, wo Chaplin demnächst eintrifft, haben journalistische Kreise beantragt, ihn mit dem Orden der Ehrenlegion auszuzeichnen. Der Justizminister soll bereits dem Außenminister Briand einen entsprechend begründeten Antrag auf Auszeichnung Chaplins unterbreitet haben.

Verschwindender Bürgerkühler. Wie uns aus Konstanz o. B. Tageslichte berichtet wird, wird seit Montag der im Jahre 1919 geborene Bürgerkühler Emil Hirschmann vermisst. Der Knabe hatte sich mit Mieria aus seiner elterlichen Wohnung entfernt, ohne auszugeben, wohin er giuge. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Junge das Opfer eines Anfalls geworden ist.

Neue Schießerei an der Grenze. Vor einigen Tagen feuerten auf der Zollstraße Neuhof-Sub Schwarzhof zwei junge Burken auf eine Gruppe von heimkehrenden Kinobesuchern einen Schuß ab, wodurch eine Person an der Hand verletzt wurde. Namentlich wurde der Gewanderte die Anzeige von einem ähnlichen Fall gemacht, der sich auf der Straße von Neuhof nach Dittersbühl ereignet hat. Dort wurde ein Reichsbürger, der sich mit seiner Familie auf dem Heimweg nach Bigardatal befand, von vier jungen Burken angehalten und belästigt. Schließlich gab die Begeisterter die Straße frei, so daß die Familie ihren Weg fortsetzen konnte. Als

rief unterlassen werde. Der Onkel ist Vizepräsident der Aktienbank in Páfen.

In der Nachmittagsverhandlung wurden verschiedene Protokolle von Einlassungszeugen über Weber, Tobisch und Seidl verlesen. Dann wurden Buchsachverständige einvernommen. Professor Stelzig äußerte sich im allgemeinen entlastend über den Vorstand und erklärte, daß dieser als Nichtfachmann nicht den Einblick haben konnte. Es waren katastrophale Verhältnisse in der Buchhaltung; das Personal war unzufrieden. Die spätere Umstellung der Buchführung erfolgte überhastet. Die starken Einlagen erklärten sich zum Teil aus der Inflation. Es war ein viel zu großes Personal angestellt und die Bezahlung der Beamten war viel zu hoch. Kredit wurde oft ohne Befehl des Vorstandes gegeben. Im Bilanzgeschäft erfolgten ungenaue Buchungen, Belastungen wurden zu spät eingetragen, wodurch Kursverluste entstanden. Effektenverluste wurden auf Devisenkonto gebucht. Erst im Jahre 1923 trat eine Ordnung in der Buchhaltung ein. Eine Bilanz hätte auf Grund der Kassenbilanzen der Filialen gegeben werden können, wenigstens insoweit, daß man Unterschiede auf Millionen hätte machen können. Der Sachverständige hat den Eindruck, daß die Geschäfte nicht in der Art geführt wurden, wie es für eine Genossenschaftsbank üblich ist, sondern daß man immer mit der Idee gearbeitet habe, die Aktienbank zu sein, als die man sich erst einrichten wollte, was dann aber an dem behördlichen Verbot scheiterte.

Zum Schluß verliest der Staatsanwalt noch einen Brief des Direktors Damm, der beantragt, als Zeuge einvernommen zu werden, da durch die bisherige Verhandlung Mißverständnisse über seine Person möglich wären. Staatsanwalt, Verteidiger und Gerichtshof lehnen diesen Antrag jedoch ab. Ferner verliest der Vorsitzende einen Brief dreier Zünainer Gläubiger, die sich als Privatbeteiligte dem Strafverfahren anschließen wollen. Dann wird das Gutachten über die Leitner Filiale verlesen, das ebenfalls zu einem vernichtenden Urteil über Hofmann gelangt.

Die etwa zwanzig Schritte weit gegangen war, fiel aus der Gruppe der jungen Burken ein Schuß, der aber zum Glück niemanden verletzte. Es handelt sich offenbar um die gleichen Kesselerheben, die auf der Neustädter Zollstraße geschossen haben.

Brandstiftung. Ein Hausfeuer führte am Mittwoch normittag die Ortschaft Hohenwoos bei Dömitz (Mecklenburg) heim. Insgesamt wurden sieben Wohn- und Wirtschaftsgebäude sowie eine Gastwirtschaft eingeeäschert. Von dem Mobiliar konnte fast nichts gerettet werden. Beträchtliche Vorräte an Getreide- und Futtermitteln wurden ein Raub der Flammen.

Auflösung des Königtum-Nordes. Die Statut in Königtum bei Berlin — ein Mann wurde getötet, einer schwer und einer leicht verletzt — kann als aufgelöst gelten. Das Material, das Kriminalkommissar Dr. Brodowski von der Berliner Kriminalpolizei gegen drei Mitglieder der kommunistischen Jugend, die vor einigen Tagen in Haft genommen worden sind, zusammenzutragen, läßt an der Täterschaft der jungen, kaum zwanzigjährigen Menschen kaum einen Zweifel. Zwei weitere Schwereverdächtige, unter denen auch derjenige ist, der die Revolvergeschüsse in das Lokal „Edelweiß“ jenerzeit, sind geflohen und werden noch gesucht. Im kommunistischen Verkehrslokal „Zur blauen Grotte“ in Königtum scheint der Feuerüberfall auf das Lokal „Edelweiß“ in allen Einzelheiten vorbereitet und besprochen worden zu sein. Offenbar war ein Raubakt für die sich in wenigen Tagen fährende Ermordung des kommunistischen Arbeiters Radow durch Nationalsozialisten geplant gewesen. Inzdes wurden völlig Unschuldige zu Opfern des widerwärtigen Blutraubes.

Romäne im Irrenhaus. Es ist bekannt, daß es manchmal schwierig ist, Menschen, die einen für verrückt halten, vom Gegenteil zu überzeugen. Man höre folgende Geschichte: Ein Gutbesitzer aus der französischen Dordogne war zu der traurigen Gewißheit gelangt, daß sein Sohn geistesgestört sei, und brachte ihn in seinem Auto, unterstützt von einem Chauffeur, in das nächste Irrenhaus. Nach der Untersuchung, die die traurigen Befürchtungen des Vaters bestätigte, holte der Arzt einige Wärter, die den jungen Mann in sein Zimmer bringen sollten. Diesen Augenblick benutzte der Sohn, um aus dem Fenster des im Erdgeschoß gelegenen Raumes zu springen. Der erschrockene Vater folgte ihm auf dem gleichen Wege, um ihn so rasch als möglich wieder einzuholen. Jurist blieb der Chauffeur, offenbar weil er den Arzt von dem Vorgefallenen verständigen wollte. Anstatt des Arztes erschienen jedoch nur die zwei Wärter und fanden den wortenden Chauffeur, den sie für den Geisteskranken hielten. Seinen Betuerungen schenken sie nicht den geringsten Glauben, denn sie wußten ja aus Erfahrung, daß alle internierten Patienten sich für geistig normal hielten. Als der Unglückliche ankam, um sich zu schlagen, packten die Wärter um so fester zu und betrachteten ihn nun erst recht als einen gefährlichen Geisteskranken, der in die Zwangsjacke gehörte. Mit größter Mühe schleppten sie den angeblich Tobischen aus dem Zimmer. Drei Stunden dauerte es, bis der Vater seines Sohnes endlich wieder habhaft werden konnte. In dieser Zeit wurde der arme Chauffeur in brüderliche und rührende Wäder gehüllt und kam schließlich, als seine Wut sich immer noch nicht gelegt hatte, in die Zuchthauszelle. Erst die Rückkehr des Vaters brachte die Klärung und dem Chauffeur ein den aufgefundenen Leiden entsprechendes Schmerzengeld.

Bom Rundfunk.

Empfehlenswertes aus den Programmen. Samstag.

Prog. 11.15 Schallplatten, 12.30 Rittmolenget, 16.30 Jazzschlager, 18.25—18.55 Deutsche Sendung: „Mantelwölfe aller Welt“, „Wander und Sonntag“ 19.30 „Mantelwölfe“, 20.30 „Schauerabend“, — Berlin: 11.15 Schallplatten, 16.30 Jazzschlager, 18.25 Deutsche Sendung, Nachrichten, 7. Teil, 8. Teil, 9. Teil, 10. Teil, 11. Teil, 12. Teil, 13. Teil, 14. Teil, 15. Teil, 16. Teil, 17. Teil, 18. Teil, 19. Teil, 20. Teil, 21. Teil, 22. Teil, 23. Teil, 24. Teil, 25. Teil, 26. Teil, 27. Teil, 28. Teil, 29. Teil, 30. Teil, 31. Teil, 32. Teil, 33. Teil, 34. Teil, 35. Teil, 36. Teil, 37. Teil, 38. Teil, 39. Teil, 40. Teil, 41. Teil, 42. Teil, 43. Teil, 44. Teil, 45. Teil, 46. Teil, 47. Teil, 48. Teil, 49. Teil, 50. Teil, 51. Teil, 52. Teil, 53. Teil, 54. Teil, 55. Teil, 56. Teil, 57. Teil, 58. Teil, 59. Teil, 60. Teil, 61. Teil, 62. Teil, 63. Teil, 64. Teil, 65. Teil, 66. Teil, 67. Teil, 68. Teil, 69. Teil, 70. Teil, 71. Teil, 72. Teil, 73. Teil, 74. Teil, 75. Teil, 76. Teil, 77. Teil, 78. Teil, 79. Teil, 80. Teil, 81. Teil, 82. Teil, 83. Teil, 84. Teil, 85. Teil, 86. Teil, 87. Teil, 88. Teil, 89. Teil, 90. Teil, 91. Teil, 92. Teil, 93. Teil, 94. Teil, 95. Teil, 96. Teil, 97. Teil, 98. Teil, 99. Teil, 100. Teil.

Flugpost London—Capstadt. Samstag früh wird vom Flughafen Eindhoven das erste Postflugzeug auf der 900 Meilen langen Strecke von London nach dem Zentralafrikanischen Abschnitt der britischen Reichsflugstrecke London — Capstadt starten. Die Post wird in Kairo von dem Londoner Flugzeug auf einen dreimotorigen Heinkel-Luftkrieger Armstrong — Siddeley umgeladen werden, der sie nach Chartum transportiert. Dort wird die Post auf einen Hydroavion verladen, der durch das Flug- und Seengebiet nach Wawanga am Ufer des Viktoriasees im Tanganyika-Gebiet, der Endstation des mittelafrikanischen Abschnittes dieser neuen Fluglinie, fliegen wird. Sobald alle Abschnitte der afrikanischen Flugstrecke im Betrieb sein werden, wird die 8000 Meilen betragende Strecke London—Capstadt in elf Tagen zurückgelegt werden können. Zwischen Kairo und Capstadt werden gegenwärtig 7 große Flugzeuge und 30 Hilfslandungspunkte hergerichtet, von denen die meisten in den Pausen inmitten der wilden Dschungeln errichtet werden mußten. Längs der Strecke wurden 17 drahtlose Empfangs- und Sendestationen gebaut. Das Flugzeug wird also auf dem ganzen Wege ständig in Radioverbindung mit den Landstationen stehen. Bei den meisten Landungsplätzen, wo das Flugzeug voraussichtlich gegen Nacht landen wird, wurden von den britischen Reichsfluglinien Hotels und Unterkünfte für die Reisenden errichtet.

Flugverbindung Berlin—Shanghai? „Times“ meldet aus Shanghai: Eine Gruppe Flugzeugführer und Mechaniker ist mit zwei Flugzeugen der Luftlinie kürzlich aus Deutschland hier eingetroffen und wird binnen weniger Tage bereit sein, einen Probeflug von Shanghai nach Manfschul an der russisch-mandschurischen Grenze zu unternehmen. Dies wird der erste Schritt zur Einrichtung eines regelmäßigen Flugdienstes nach Berlin im April sein, in welchem Monat noch zwei weitere Flugzeuge verfügbar sein werden. Alle 14 Tage soll dann ein Flugzeug abgehen, das von Manfschul aus längs der sibirischen Bahn fliegen würde.

Banräuber. In Dayton (Ohio) überfielen sechs mit schweren automatischen Pistolen bewaffnete Räuber die Hauptkassa der Bank „Union Trust“, die sich inmitten des Geschäftszentrums von Dayton befindet. Die Räuber entluden mit einer Summe von 20.000 Dollars (etwa 680.000 Kč).

Die Heiratstil nimmt ab. Im Jahre 1930 wurden in Berlin 45.128 Ehen geschlossen, d. i. durchschnittlich täglich 124. Das bedeutet gegenüber dem Jahre 1929 einen Rückgang um 1876. Am meisten wird im Monat Juni (4639) und im Dezember (4156) geheiratet, am wenigsten im Jänner (1937). Der Rückgang in den Eheschließungen ist um so bemerkenswerter, als er gerade die Jahrgänge betrifft, die nicht mehr Kriegsdienst im Weltkrieg leisten mußten. Es machen sich hier einerseits die geänderten, der Eheschließung ungünstigen sozialen Verhältnisse, andererseits die akute Wirtschaftskrise geltend, die es diesen unmöglich macht, eine eigene Haushaltung zu gründen.

Verborgene Schätze. Ein junger Bauer aus der Gegend von Perugia fand auf dem Dachboden seines Hauses ein arg beschädigtes Manuskript aus dem 17. Jahrhundert, das, mit allerlei magischen Beschreibungen versehen, einen Führer zu verborgenen Schätzen in Kirchen und anderen Stellen Umbriens darstellte. Der Bauer ging nun daran, mit zwei Arbeitern an einer in dem Manuskript angeführten Stelle nachzugraben. Da jedoch nach dem italienischen Gesetz jede Art von Ausgrabungen bloß mit staatlicher Bewilligung vorgenommen werden darf, wurde der Bauer mit seinen zwei Helfershelfern verhaftet und das Manuskript beschlagnahmt. Da aber bei Rocca Umbra tatsächlich vor nicht langer Zeit 120 Tartarenräuber mit großen Schätzen aufgefunden worden, glaubt man in wissenschaftlichen Kreisen, daß die Knochen des Manuskriptes ernst zu nehmen sind.

Fabelhafter Erfolg. Der Heldenspieler einer Provinzstadt wurde einmal Werner Krauß vorgestellt. Es war ein eitles Männchen, das sofort von seinen „fabelhaften“ Erfolgen zu reden begann, von seinem Telerlebnis folgte und schließlich sagte: „Sie machen sich keine Sorgen, Herr Krauß! Keine Vorstellung machen Sie sich! Wenn ich auf der Bühne stehe, dann verpasse ich mein bürgerliches Dasein. Doch, doch, das ist bestimmt wahr. Ich lebe dann in einer anderen Welt, Alles um mich herum verschwindet. Die Welt verfinstert. Der Zuschauer glaubt, das Publikum verschwindet...“ Krauß warf nach einem kurzen Räuspern ein: „Das Vetterlein kann ich mir sehr gut vorstellen.“

Eine Gestalt aus der Hölle. Michelangelo hat in seinem berühmten Gemälde „Das jüngste Gericht“, das sich in der Sixtinischen Kapelle im Vatikan zu Rom befindet, unter anderen Gestalten in der Hölle einen gewissen Kardinal, der die Arbeiten des Künstlers stets kritisierte, dargestellt und ihn damit natürlich gezeichnet, daß ihn jedermann erkennen mußte. Darob gekränkt, ließ der Kardinal vom Papst und forderte von diesem, daß sein Bild auf der Leinwand sofort ausgelöscht werde. Aber der Papst antwortete ihm: „Sie wissen, wie weit meine Macht reicht: Ich kann aus dem Höllfeuer befehlen, aber nicht aus der Hölle.“

207.000 Dollar „geborgt“. Der 27-jährige Charles Pierce aus New York, der seine Leidenschaft für Pferdewetten nicht recht befriedigen konnte, verfiel auf den klauen Unfall, sich die nötigen Gelder aus der Kasse der National City-Bank in New York zu „borgen“. Selbstverständlich geschah dies ohne Einwilligung seiner Vorgesetzten. Als diese bei einer Revision das Manö in der Kasse entdeckten, beließ sich die Hochkommission bereits auf 207.000 Dollar. Treacherberg versicherte der Anwaltschaft, daß man ihm nur hätte Zeit lassen müssen, das Geld mit Zinsen wieder in die Kasse zurücklegen zu können. Um den großen Coup wäre er nun durch das verfrühte Eingreifen der Herren gekommen. Die Bank schien kein Verhängnis für die Geschäfte ihres Angestellten zu haben und ließ ihn verhaften.

Mattenepidemie. In Kalkutta herrscht eine schwere Mattenepidemie, der im Laufe der letzten Wochen nicht weniger als 167 Personen zum Opfer fielen. Eine Million Menschen wurden mit Schutzimpfungen versehen.

Eisenbahnkatastrophe. Ein Zusammenstoß zwischen einem Personen- und einem Güterzug ereignete sich in der Nähe von Sodom (Kantons). Ein Eisenbahnbeamter wurde getötet, elf weitere Personen wurden zum Teil schwer verletzt.

Der Tod als Gärtner. In Bosen wurde ein gewisser Josef Kemmel verhaftet, dem man aufgrund von Fingerabdrücken und Händen in seiner Wohnung mehrere Koffenelbrüche nachweisen konnte. Kemmel hatte einige Zeit vorher ein Geschäft an die Polizeidirektion um Einstellung als Polizist gesucht.

Bollswirtschaft und Sozialpolitik

Für die Verkürzung der Arbeitszeit.

„Technologische Arbeitslosigkeit“ und Arbeitszeitverkürzung.

(S. S. S.) „Technologische Arbeitslosigkeit“ nennt der Amerikaner die durch Technisierung und Mechanisierung des Arbeitsprozesses einsetzende Arbeitslosigkeit, d. h. jenen Faktor unserer modernen Wirtschaftsführung, der das stärkste Argument zugunsten einer allgemeinen Verkürzung der Arbeitszeit ist. Ueber die Wirkung der technologischen Arbeitslosigkeit läßt sich der offizielle Bericht über den letzten Amerikanischen Gewerkschaftskongress wie folgt aus:

Staatliche Statistiken für die Jahre 1922 bis 1927 zeigen, daß in diesen fünf Jahren auf dem Gebiete der industriellen und landwirtschaftlichen Produktion sowie des Transportgewerbes ungefähr 2 Millionen Arbeiter freigesetzt wurden (industrielle Produktion: 900.000 Arbeiter, Landwirtschaft: 800.000 Arbeiter und Eisenbahntransport-Beschäftigten nicht inbegriffen: 240.000). Trotzdem konnte am Ende dieser Periode festgestellt werden, daß auf industriellem Gebiet an Quantitäten und an Werten mehr produziert wird als je zuvor, daß die Zahl der transportierten Tonnen und der zurückgelegten Meilen des reisenden Publikums größer ist und die Landwirtschaft einen Aufschwung ihrer Produktion zu verzeichnen hat. Dabei ist zu bedenken, daß man die genannten fünf Jahre als eine normale Periode bezeichnen kann. In keiner Weise wurde die Industrie künstlich angeheizt, dergleichen war keine besondere Depression zu vermischen. Diese fünf Jahre müssen den Schluß rechtfertigen, daß in Zukunft, wenn in der industriellen Produktion weiterhin mit wissenschaftlichen und technischen Methoden gearbeitet wird, noch größere Freisetzungen erfolgen werden.

Ar einer anderen Stelle des besagten Berichtes heißt es kurz und bündig: „Statistiken und Berichte von Unternehmern und von Seiten der Regierung zeigen, daß, wenn unser technischer

Produktionsapparat mit voller Kapazität arbeitet, in 150 Tagen per Jahr mehr produziert werden kann, als in dem normalen Jahr 1927.“

Die Seidenspinner von Caccivio in Oberitalien haben einen bedeutenden Erfolg errungen. Sie standen im Streit gegen die Unterneh-

Der elektrische Stuhl.

Eine Grausamkeit und eine Kultursehnde.

Von Dr. J. R. Spinner, Berlin.

Bei näherer sachmännlicher Betrachtung ergibt sich, daß der in USA. gebräuchliche elektrische Hinrichtungsstuhl das Grausamkeitsideal unserer Kultur darstellt, das seit den Serraprozessen nicht mehr erreicht worden ist, nämlich die lebendige Rötung. Ein Amerikaner selbst, der von keiner Sentimentalität vergiftet ist, hat kürzlich im Vorwort zu einem Buche über Giftmörder die Worte gebraucht: or to roast him in the electric chair (oder ihn auf dem elektrischen Stuhl zu rösten). Es findet tatsächlich eine Rötung statt, nur ist das weder von den Amerikanern zugegeben, noch haben sie jemals Experimente darüber unternommen, nachzuweisen, daß tatsächlich eine Oberflächverbrennung stattfindet.

Es dürfen nämlich niemals die Verhältnisse bei einem plötzlichen elektrischen Todesfall mit denen des Hinrichtungsstuhles verglichen werden und darauf beruht die grundlegenden Zeitschleife des ganzen amerikanischen Verfahrens. Es lag im ersten Verfassungskomitee der Erfindung, als vor einem Menschenalter die Hinrichtungskommission, die die humanste Hinrichtungsort zu finden beauftragt war, an den elektrischen Strom geriet. Sie folgte über die weit humanere Gift-Hinrichtung. Obgleich heute 100 Volt als hinreichend für die Tötung erklärt. Er glänzte an den schmerzlosen Tod. Am 1. Jänner 1889 trat das Gesetz in Kraft und am 6. August 1890 besetzte sich der Körper des ersten Hingerichteten, Wilhelm Kemmler, wieder nach 17 Minuten. Man schaltete wieder Strom ein und nach 70 weiteren Sekunden begann die Rückenmarkselektrode zu runden und es roch nach verbranntem Fleisch. In den vergangenen 41 Jahren ist nichts besser geworden und trotzdem blieb man dabei.

Verbrennung statt Tötung!

Am 9. Juli 1891 fand wieder eine vierfache Hinrichtung auf einem angeblich verbesserten Stuhle statt. Unter maximalster Muskelspannung trachten die Lederrücken, Fleisch und Haut der Sitze rauchten. Aber man führte eben die Strompassage zwei, dreimal mit immer höherer Spannung und in längerer Dauer. 1893 bestanden die Kerze ein nicht bei der ersten Passage gestörtes Opfer mit Morphiumspritzen, weil der Stuhl verlagte und erst nach einer Stunde konnte mit der Hinrichtung fortgefahren werden. War ursprünglich der Stuhl ein bequemer Siegestuhl, so baute man nachher massive Eisenstühle, denn die Muskelkontraktionen bei der Strompassage drohten einfachere Model zu zerbrechen.

Es ist eine längst bekannte Tatsache, daß längere Beschäftigung mit elektrischen Strömen bis zu einem gewissen Grade immun macht, die elektriker halten Ströme aus, die gewöhnliche Sterbliche ohne weiteres töten können. Zum mindesten scheint es so zu sein, daß 1893 schon eine Hinrichtung eines Elektrikers missglückte, indem er einen bis 4900 Volt gesteigerten Strom ausblieb, indes die Normalhinrichtungsspannung 1600 bis 2000 Volt beträgt. Er konnte überhaupt nicht hingerichtet werden. Ein

anderer geriet bei 1800 Volt die Lederrücken und lief davon. Bei dem ersten waren, nachdem er fast eine Stunde scheintot lag, die Arme und ein Bein stark verbrannt.

Diese Stromverbrennungen an der Eintritts- oder Austrittsstelle sind uns bei elektrischen Beschäftigungen durchaus geläufig in der Gerichtsmedizin und sie haben allein die Eigenschaft, daß dabei an kleinster Stelle Verbrennungen ersten, zweiten und dritten Grades bis zur vollkommenen Verkohlung vorkommen können. Man kann also teilweise behaupten, daß die Tötung nicht durch den Strom, sondern durch Verbrennung, durch übermäßige Gewebeerhitzung und Wasserverdunstung bewirkt werde. Nur in Parenthese soll bemerkt werden, daß der Elektriker Bernand Johnson bereits zehnmal die Wette gewonnen hat, den normal verwendeten Strom von 2000 Volt auszuhalten, ohne dabei Schaden zu nehmen.

Daraus schon ergibt sich die Tatsache, daß der elektrische Strom kein allgemeines Tötungsmittel sein kann. Denn die Menschen reagieren in durchaus verschiedener Weise darauf. In vielen, ja vielleicht den allermeisten Fällen bewirkt der Strom nur Scheintod; nach Minuten, ja nach Stunden kommen die Betroffenen selbst

Übler Mundgeruch

nicht abtötend. Häufig gelährte Zähne ersetzen den lästigen Anhalt. Selbst Schmelzschleier werden oft schon durch einmaliges Waschen mit der herrlich erfrischenden Zahnpasta Chlorodont beseitigt. Die Zähne erhalten schon nach kurzem Gebrauch einen wunderbarsten Glanz. Verleihen Sie es sich mit einer Tube zu Kd. 4.— Große Tube Kd. 6.— Überall zu haben.

ständig oder durch Bemühungen Dritter wieder zum Leben. Dester erwarteten sie in Amerika im Sezessionskrieg und mußten dann wieder auf den Stuhl zurückgeschleppt werden. Gerade in den Fällen, in welchen sie anscheinend sehr rasch tot waren, erholten sie sich rasch wieder.

Diese Erfahrung dürfte sich mit dem allgemeinen Stromtod dann denken, wenn der Betroffene nicht länger mit den Nerven in Berührung bleibt. Es ist dies der Tod durch Herzstillern, der wohl nur Scheintod ist, wenn richtige Hilfe dazu kommt.

Nun bleibt die Verbrennung durch den Strom zu erklären, die Tatsache, daß die meisten Hingerichteten an der Oberfläche zu brennen beginnen.

Immer wieder Verfolger!

Als man 1904 zu Columbus (Ohio) den Michael Schiller hinrichtete, kam er nach einer einmaligen Strompassage von 1750 Volt und erfolgter Totklärung im Anatomischsal wieder zum Leben. Man ließ nochmals eine Minute Strom durch. Und wieder kam er zum Leben. Die Zeugen liefen entsetzt davon. Ohne Zeugen schleppte man ihn zum dritten Male auf den Stuhl und über eine Minute raste der Strom durch den Körper, der elektrisierende Geruch bro-

30 Groschen
10 Pfennig
36 Hagen
1-60 L. K.



**Die größte illustrierte
Wochenschrift**
Erscheint jeden Sonntag
Überall erhältlich

tenden-behaarten Fleisches strömte durch den Raum, die Kopfhaut war teilweise geröstet.

1907 brach man auf demselben Stuhl den Rörder Henry White. Die erste Passage war erfolglos, das Herz schlug weiter, auch noch der zweiten Entladung, bei der dritten, weit stärkeren, aber jüngelten die Klappen aus allen Poren und das bratende Fleisch rauchte. Dann erklärten die Kerze ihn für tot. 1909 ließ man in New York viermal Strom durch bis zum endgültigen Tode und 1911 wurde Pietro Joleto in der Seidenkammer wieder lebendig. Das half ihm nichts, er wurde weiter geröstet.

Das sind also Verfolger der humanen Hinrichtungsart. Ein bißchen sehr viel Verfolger sind registriert worden. Ist genug mußten Zeugen ohnmächtig aus dem Raum getragen werden.

Die Ursache.

Untersuchen wir nun einmal die Verfolger durch die Verbrennung. Zugegeben, daß der normale Mensch schon durch 100 bis 200 Volt getötet werden kann. Auf der anderen Seite aber wissen wir, daß 1000, ja 3000 Volt nicht tödlich sein müssen. Ja wir wissen, daß je höhere Spannung der Strom besitzt, desto größer sein Verbrechen ist, den Weg des kleinsten Widerstandes einzuschlagen. Man hat beim elektrischen Stuhl nun allerdings durch die Anlage der Elektroden die raffiniertesten Möglichkeiten versucht, um ihn durch den Körper zu leiten. Man hat damit eines erreicht, die Muskelkontraktion schlecht krampfhaft den Mund, sonst würde das Gebrüll der Verurteilten weit hörbar sein.

Aber eins hat man vergessen: Daß der Widerstand des Halskopfers und des Gesichtes vollkommen verschieden sind. Lassen wir die glücklichen Fälle elektrischer Idiosinkrasie außer Betracht, die sofort sterben. (Idiosinkrasie = Ueberempfindlichkeit.)

Ich führe nun alles auf die gesteigerte Schweißdrüsenfunktion, den Angstschweiß des Exekutionsopfers zurück. Stufenweise bis zur Exekutionsstunde gesteigerte Angst und damit intensive Schweißabsonderung und Schweißsalzabsonderung auf der Haut, das Entstehen konzentrierter Salzlösungen auf der Oberfläche, geben dem Körper ein vollkommen anderes Leitungsvermögen, als es der normale Körper besitzt. Der Oberflächenwiderstand des Körpers sinkt im Verhältnis zum Normalkörper ganz ungeheuer. Und der Großteil des Stromes verläuft damit peripher auf der Haut und in der Haut. Würde bei einer Exekution einmal der Versuch gemacht, die Hauttemperatur zu messen, so würden sich sicher Temperaturen ergeben, die zwischen 50 und 90 Grad schwanken.

Wird bei uns ein Elektroarbeiter vom Strom zu einer Zeit getroffen, wo er stark transpiriert, so dürfte die Wirkung eine ähnliche sein. Fast gleich Null, wenn der Strom rasch wieder unterbrochen wird, oberflächlich Verbrennung, wenn er länger andauert.

Deshalb behaupte ich nach wie vor — ich habe mich verschiedentlich schon gegen die Scheuchlichkeit gewendet —, daß die elektrische Hinrichtung unserer Kulturhöhe unwürdig ist, das fürchterliche Wariemittel der Gegenwart.

Fern der Bühne.

Von Albert Dandl.

Keulich eilte ich, so gegen Mittag, im Trudel der Friedrichstraße zum Bahnhof, nicht, um zu verreisen, sondern nur, um der Einladung einer bekannten, jungen Schauspielerin zu folgen.

Sie hatte mir, da ich seit einiger Zeit nicht mehr telephonisch zu erreichen war, geschrieben, sie erwarte mich um zwölf, es gäbe französische Suppe, panierte Koteletts und geröstete Kartoffeln, dazu etwas Spinat und den Rest Laubenheimer vom vorigen Wochentag.

Ich freute mich zwar auf das Beau; ich dachte aber auch daran, daß sie schon wieder ohne Engagement war. Dabei kam ich auf den Verdacht, der angebotene Laubenheimer müsse längst sauer geworden sein.

Im Nachdenken darüber vergah ich, mich zu beeilen. Vor einem Schaufenster, wo ich oft mit mir daran vorbeikam, lären Zeigefinger deutend gegen die Scheibe drückte und so nach einem schwarzen Brotschleier zeigte und sich wünschte, in diesem Kleid auf der Bühne zu spielen, blieb ich stehen. Ich schaute und schaute hin zu dem Kleid, das für sie unerreichtbar geworden war. Und gerade, als ich bemerkte, daß sich die Scheibe vor meinem Gesicht trübte, ermahnten mich zwölf lächelnde Schläge an die Stirn.

Nach wohl einer Stunde kam ich in ihre Nähe. Ich glug durch eine Vallenstraße. Ihr Fahrdamm war abkollert. Am Rande der Bürgersteige standen in gleichmäßigen Abständen braune Säulen. Dazwischen trieben sich tollpöhl gewordenen Flugblätter herum, die der Propagandakunst verkreist hatte. Manchmal kam es mir vor, als habe das eine oder das andere feiner verbrauchten Blätter den Willen, aufzufleigen, emporzufliegen. Einmal flatterte eins, jedoch nicht hoch und nicht lange. Und auch das Ge-

büch in der Vorgärten, die die naiven und niedlichen Häuschen einriedelten, war unruhig geworden. Die Bewegungen des Beweises und auch des Geistes wirkten auf mich, trotzdem es doch immerhin Tag war, gelassen. Und aus dem Geräusch kam eine merkwürdige Kälte, die ich zwar nicht an den Fingern, an den Ohren, an der Nase oder an den Lippen fühlte, die aber meine Seele fröhlich machte. Ich dachte über all das nur: „Schade.“ Und die Blumen, die da wie verregnete Fäden auf den Beeten beieinanderstanden, nickten.

Als ich bei ihr ankam, erschraf ich bis in die Knochen. Ihr erst zwanzigjähriges Antlitz, das einst die knochenbleichen Gesichter, die im verdunkelten Zuschauerraum zum Licht der Bühne strarrien, zur Luft am Lachen begeisterte, war fleischlos geworden und blaß, so gelblich blaß wie das Gesicht einer Toten. Und ihre dunklen Augen ruhten es; das sah ich. Sie waren aber auch nicht verbittert, sie waren schöner geworden und schienen von all dem Elend und Leid, das sie ertrug, befreit. So ein trauriger Blick aus einem Gesicht, das einst vergiftet wurde, geht einem durch und durch. Ich sah sie mich jedoch, so gut ich konnte, und sagte, indem ich mich bemühte, so zu sprechen, als ob nichts geschehen wäre: „Weißt du, ich komme deshalb so spät zu dir, weil ich in eine andere Bahn gestiegen bin.“ Da schaute sie mich an und sagte: „Du sollst nicht lügen!“

Und wie es kam, weiß ich nicht; ich biß auf die Zähne und bekräftigte, indem ich die Faust zeigte: „Doch! Ich lüge! Ich muß lügen, sonst wäre ja...“ (denn auch ich sie an, einmal ich an das Kleid dachte, noch schlimmer, noch viel schlimmer... dieses Saubeden!)

Da lachte sie auf einmal wie einst, wenn sie sich freute; sie schlug die Hände zusammen und klangte mich an: „Du bist ja immer noch derselbe Nipfelp!“

Und ganz offen gesagt: Ich war müde und dachte plötzlich an die französische Suppe, an die panierten Koteletts, an die gerösteten Kartoffeln und an den Spinat. Auf den Rest Laubenheimer vom vorigen Wochentag verzichtete ich, so im stillen. Ich erwiderte ihr nach einem versonnenen Weichen einfach: „Gott sei Dank...“

Ich merkte, sie hatte meine Gedanken gefühlt, und auch den Ingrimm gegen die Misere, gegen die miserable Zeit, in der die Abschlagszahlungsgeschäfte, die alten Museen und Parfumsfabrikanten die Hauptrollen in der Erhaltung kultureller Werte spielen. Sie fragte mich: „Warum seht du dich nicht?“ Und da erwiderte ich betroffen: „Ach so! Ach so...“

Und während ich nun Platz nahm, hörten wie unten im Hofe eine Drehorgel aufspielen: „Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine hätte...“

Wir schauten uns an, horchend. Ich war nicht schuld daran. Sie schaute mit zuerst ins Gesicht. Plötzlich hörten wir, daß irgendwo ein Weib wie aus hellster Angst in den Hof auf den Orgelmann einwirkte: „Rubia! Rubia!“ Da lächelte die Schauspielerin verbissen: „Nur zu, nur zu, Orgelmann! Noch toller! Es ist ja wurscht!“ Sie wolleppte und lächelte und sang dazu wie auf der Bühne. Jedoch mit einem Male brach sie erschöpft ab, klappte auf einem Stuhl zusammen und sagte nur: „Ach Gott...“

Ich hatte schon zwei Tage nichts anderes gegessen als Hoyer-Suppe“. Und es kam mir auf einmal vor, als hungere hier in dieser Stunde alles, die Trübs, der Tisch, die Decken und Wände; denn es roch hier so nach Hunger, nach Verhungern, nach Dürre, nach Staub. Und die blaue Papiermarke, mit der ihr Kleider-schrank amlich verklebt war, erschien mir wie eine mikroskopische Aufnahme. Ich starre gebannt. Da bewachten sich die weißen Buchstaben auf der blauen Marke bald in den Formen von

Bakterien, bald in der Form von krummen und geraden Würsten. Und unten spielte der Orgelmann. Ich unterhielt mich eine geraume Weile, so im Geiste, mit der blauen Marke. Ich strengte mich dabei an, nur ganz viele Fleischwürste daraus zu ersehen, obwohl ich wußte, daß es sehr schädlich ist, sich im Zustande des Hungers derlei einzubilden.

„Du!“, sagte sie, weinerlich, weil ich aus Versehen mal schmagte, „warum schweigst du so...“ Ich muß da wohl ziemlich veräppelt von meinen Würsten zu ihr hingelassen haben; denn sie brach plötzlich in Weinen aus und schrie auf: „Antworte mir alles in der Welt: Warum?! Wa — rum...“ Ich ging zu ihr hin und sagte: „Auch, was soll ich denn dazu sagen...“

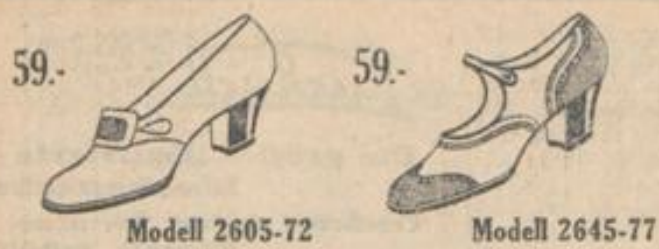
Da sah ich, ihre Augen schlossen sich, während sich ihr Mund öffnete; und sie murmelte: „Treitankend sind in Berlin ohne Engagement! Hunderttausend sind im Reich...“

„Ein Zeitungsvorlog“, erwiderte ich, „mühte zweiundzwanzig Redakteure auf einen Stieb entlassen, ein anderer neuzehn. Der Verlag, dem ich meine Romane gab, machte Pleite... Bierzig Autoren sausten mit hinein, ins Unglück...“ Sie unterbrach mich: „Und wirst denn nie wieder besser?“ Bei diesen Worten spielte der Orgelmann ein heiterliches Lied. Da sagte sie ganz müde, ganz kraftlos: „Er soll das Maul halten.“

Ich ging aus Fenster, öffnete es und rief, damit er es glauben sollte, lachend hinunter: „Noch einmal die „Elisabeth“...“

Als ich mich ihr wieder umwandte, sah ich, daß sie schlief, und daß sie sich — soann, weiß ich nicht — ganz unauffällig gepudert und geschminkt hatte, wie zur Vorstellung...

Und während der Orgelmann von neuem aufspielte, erkannte ich in ihrem Antlitz das Lächeln wieder, das einst die Menschen begeisterte hatte. Ich ließ es ihr; und leise ging ich fort.



FRÜHJAHRNEUHEITEN. Wir führen Ihnen hier eine kleine Probe aus unserer Frühjahrskollektion vor. Buntheit der Farben, schöne Linie, Bequemlichkeit und erstklassige Ausführung. BESICHTIGEN SIE DIESELBEN UNVERBINDLICH.



Rata

ZU JEDER FARBE IHRER HALSCHUHE DIE PASSENDE NUANCE DER STRÜMPFE.

Für die täglichen Einkäufe... Für die täglichen Einkäufe... Geschmackvoll verzierte Halbschuhe für den Vormittag. Lack- mit mattem schwarzem Leder kombiniert, oder weiches Boxcalf J-87.

Zwei Seelen und ein Gedanke.

Alice Schalek zum „Willkommen“, Prof. Frantl zum 50. Geburtstag... „Doch ich nicht mitgehen muß, verurteilt den inneren Dämon. Zur angegebenen Stunde, um 3 Uhr nachmittags, werde ich mich beim General als abmarschbereit... eine Betonung der Persönlichkeit hat Platz gegriffen, wie sie nie vor dem hätte gezeigt werden dürfen... Oberhalb der Parktreppe des Schlosses bin ich beschaffen worden... Was der Feind uns lehrt!... Der Deutscher gerät mich an die Wand. Wa-wu-wu... ein Blutgänger war... Was für eine Erleichterung ist ein Befehl! Wunderbar leicht kommt man durchs Feuer, wenn der Befehl es heischt... Verwandte holen uns ein... Einer ist taubstumm geworden. Er winkt und deutet, was ihm geschah... Die Autos warten und bald sind wir im Quartier... Mittag spielt die Militärkapelle bei der Offiziersmesse auf... die Spargel schmecken gar köstlich, süße Walzermelodien... Schöns Schüsse - sechs Voltreffer... Platte auf Platte fülle ich mit Bildern für die Zukunft.“

Wer das geschrieben hat? Alice Schalek. Die Sätze sind einem Journalisten entnommen und um diesen Schönbildervortrag heute abend, um ein Bild zu bereichern, das gewiß nicht unter dem zur Vorbereitung bestimmten Material sein dürfte, soll Alice Schalek mit Worten schildern, was sie heute zu zeigen unterläßt, wobei zu bedenken ist, daß sie doch für die Zukunft, also die heutige Gegenwart, Aufgaben gemacht hat. Daß sie diese Bilder nicht zeigt, dürfte seinen Grund in dem Erlebnis haben, welches sie so beschreibt: „Weil ich Kadorna heute wiederum verschonte, weil die Granate wiederum gerade um ein Viertelstündchen zu spät kam, gab es eine glatte achten Champagner und als besonderen Lohn eine Dose wirklichen Kaviars, Ausrüstige Ripfel und bunte Blumen, Kadeeschen und ein Damastgedeck - solche Kontraste gibts nur an der Front!“

An der Front, an der um dieser „Kontraste“ willen und solcher Kriegsbarben wegen Millionen zugrunde gingen, feilsch und körperlich Willen aber dieser Schilderung ihren ganz besonderen Reiz gibt, ist, daß sie von einer Kriegsberichterstatterin stammt, deren Frau zu sagen, verleiht die Rücksicht auf das Volk, welches über Millionen Frauen kam, für das diesen Leben offenbar das Verständnis genommen wurde durch den allzu reichlichen Genuß der „Kontraste“ an der Front. Alice Schalek ist nicht zum erstenmal in Prag; wie nämlich aber, sie diesmal zum letztenmal am Vortragestisch zu sehen. Darum haben wir einen Griff in die Hülle ihre „Werkstatt“ getan und an dieser Stelle zum Abdruck gebracht, um dem Publikum zu zeigen, was es Zeit und Reizung opfert. Es ist in diesen Zeiten, da der Rüstungsboom und das patriotische Fieber wieder epidemisch werden, wichtig, sich jener Persönlichkeiten zu entschlüsseln, die in der Vergangenheit, an der Menschheit, durch ihre Haltung, sich verständigt haben; niemand wird das besser verstehen, als diese Kriegsberichterstatterin. Da es ihr feinerzeit einen „inneren Hader“ verursacht hat, nicht „mitgehen“ zu müssen, wird es ihr Jahre später genügt zu inneren Befriedigung gereichen, für ihre „freiwillige“ Kriegsdienstleistung zum Beispiel für künstliche Kriegsberichterstatter oder sonst behäutete Berichterstatterinnen, von allen feilschen und guten Menschen als unerwünschter Gast behandelt zu werden.

Sie dankt diese Einladung dem Leiter der „Aronia“, der vor einiger Zeit in der Presse als prominenter „Münchener“ gefeiert wurde. Ein wenig verspätet, aber darum nicht weniger herzlich, wollten wir uns mit diesem prominenten Kulturträger des Prager Deutschentums beschäftigen. Da es ja häufig unter uns weilt, wir also des öfteren Gelegenheiten haben uns mit ihm kritisch zu freuen, wollen wir heute nur der Ursache nachforschen, welche der Einladung von Frantl Alice Schalek zugrunde liegt, und da stellt sich heraus, daß der Herr Prof. Frantl einst auch von jenem „Frontgast“ besetzt war wie die heutige Alice. Er sorgte sich um die barmherzige Jugendverführung und es verlaute, daß er dies zu gründlich getan hat, daß ihn der v. Hörsdörff durch ein Handzettelchen „ahnte“. Nun glaubt er, nach Jahren des Umhertürens, und selber Abordneus eines mühsam gekommenen neuen Zeitalters, wieder Morgenluft zu wittern und uns mit jenen Gefährten beglücken zu dürfen, zu welchen er leider auch gehört, die uns einst im Unglück des Krieges manchmal als das größte Maß an Erleuchtung. Der Zeitpunkt aber ist auch nicht gekommen. So lange es noch Menschen gibt, die das Leid um eigenen Leib erleiden, muß er gewärtig

sein, daß sie der Ablehnung eines unerwünschten Gastes, auch der Ablehnung eines unerwünschten „Volkshändlers“ Ausdruck geben werden. Frau Schalek aber seien noch die Verse von Karl Kraus ins Ohr gesamt, die er ihr in den „Besten Tagen der Menschheit“ gewidmet hat, weil sie Kadorna heute wiederum verschonte, weil die Granate wiederum gerade um ein Viertelstündchen zu spät kam - „gabs Blumen, Ripfel, Kaviar, So muß es sein, das ist doch klar. Wir sind die besseren Herrn vom Stat, In diesem Punkt geht uns nix an. Wir gehn nicht in den Schützengraben, Weil's dorten keinen Schampus haben. Statt Kaviar auf Butterbrot, Gibts mir als einen Pendent. Wir freffen, die dort müssen jäh'n, Fürs Vaterland ist's schön zu soll'n. Und das weiß heut doch jedes Kind; Wir fall'n nur, wenn wir d'offen find. Kadorna, der hat uns schon wieder verschont, Sehn's solche Kontraste gibts nur an der Front.“ Der Feil.

Gerichtssaal.

Eine „gefährliche Drohung“ die einem Familienvater die Existenz kostet.

Prag, 26. Feber. Das Delikt der „Gefährlichen Drohung“ begehrt nach unserem Strafbuch derjenige, der gegen einen Mitmenschen Drohungen ausspricht, die diesen in „begründete Furcht“ zu versetzen geeignet sind. Der fast fünfjährige Chausseur Franz Mitrowsky hat eine vielköpfige Familie. Der Liebling seiner lieben Kinder war eine kleine Kage, die von ihnen als liebster Spielfamierad verhältelt wurde. Jüngelchen trieb sie sich allerdings im Freien herum und das wurde ihr Verderben. Denn der Heger Anton Krepela, der sie auf einem solchen Streifzug erblüete, nahm sein Dienstgewehr und erschoss das wackernde Mädchen.

Der Zimmer der Kinder war groß und auch Franz Mitrowsky selbst ist das Tierchen leid. Ein böser Zufall fügte es, daß der Heger Krepela am folgenden Tag an dem Häuschen des Mitrowsky vorbeiging, der gerade irgendwelche Gartenarbeiten verrichtete und zu diesem Zwecke einen Holzpflock in der Hand hielt. In seinem Kerge rief er dem Heger zu: „Warte nur, wie du unsere Kage umgebracht hast, so wirst du auch umgebracht werden!“ Der Heger erwiderte gegen diese „gefährliche Drohung“ die Anzeige bei der Gendarmerie. Die Staatsanwaltschaft säumte nicht, die Anklage wegen des obgenannten Deliktes zu erheben, in der es unter anderem heißt, daß die Drohung wirklich einen äußerst gefährlichen Eindruck gemacht haben müßte, wenn sie ein Mann, der schon seinem Berufe nach als ruflos und unerschrocken anzusehen sei, in „begründete Furcht“ versetzt und zur Anzeige bewogen habe.

Vor dem Senat des OGH. Masak, der nicht nur ein ausgezeichneter Jurist, sondern auch ein eben solcher Mensch ist, mitterte allerdings der Zeuge Krepela seine Anklage, so daß der Kernpunkt, die „begründete Furcht“ vor der Drohung ein geländertes Aussehen bekam. Das Gericht konnte erfreulicherweise mit Freispruch vorgehen. Soweit wäre es eine Komödie. Leider hat die Sache aber einen tragischen Ausgang.

Denn der Dienstgeber des besetzten Chausseurs scheint ein zarbesaiteter Mann zu sein, denn es keine Ruhe ließ, daß sein Angestellter wegen einer „gefährlichen Drohung“ vom Gericht verfolgt wurde. Er warf ihn daher auf die Straße. Franz Mitrowsky, Vater von sieben Kindern, ist seither brotlos und hat, als älterer Mensch, auch wenig Aussicht, zu einer Stellung zu kommen. Er wohnt im Asyl, auch seine Familie fällt der öffentlichen Fürsorge zur Last.

„Iustitiam - percat mundus“, sagten die alten Römer. „Es geschehe Gerechtigkeit und sollte die Welt darüber zugrunde gehen.“ Sie tut das zwar nicht, aber eine Familie verkommt im Elend, damit einem Paragraphen Genüge geschehe. Es ist eine herrliche Welt und eine Lust zu leben.

Schmaroger der Zeitnot.

Prag, 26. Feber. Es sind ihrer nicht wenige, die in der oder jener Form die Not der Zeit und die Hilflosigkeit ihrer Zeitgenossen zu Erwerbsmitteln zu mißbrauchen wissen. Ein Prachtexemplar dieser Sorte ist Herr Kuzow, der seine Spekulationen auf der heutigen Wohnungsmarkte aufbaute. Einem Bekannten, der vergeblich eine Wohnung zu annehmbarem Preis suchte, lockte er 500 K heraus

unter der Zusage, eine herrliche Wohnung in Gollersdorf oder Dejowitz zu mäßigen Preis zu verschaffen; einer Witwe auf gleiche Weise 200 K. Sein sonstiges Betragen erstreckt sich auf Betrugentzungen, Betrugereien und Unterschlagungen aller Art. Er lockte Musterkollektionen von Firmen heraus, ließ sich einen Anzug für 500 K machen, der nie bezahlt wurde, er nahm aber auch mit geringerer Beute vorlieb. So presste er einen Schneider um eine Dose im Wert von 40 K u. a. m. Er gebrauchte die übliche Anrede, er habe niemandem schädigen wollen, es handle sich um ein „rein zivilrechtliches Verhältnis“. Das Gericht war anderer Meinung und verurteilte den Parasiten zu vier Monaten schweren Kerkers.

„Vornehme Bekanntschaft.“

Prag, 26. Feber. Herr Bischof, 60 Jahre alt, gewesener Vertreter, der in Sträßchenweidern aus der Haft vorgeführt wird, weiß, wie man seinen Mitmenschen imponiert. Er machte in einem Prager Restaurant die Bekanntschaft eines Hoteliers aus einem Ausflugsort an der Sazawa, dem er sich als Großgrundbesitzer und Vater zweier Advokaten vorstellte. Stolz auf die vornehme Bekanntschaft, lud ihn der Hotelier für den nächsten Tag zu sich ein. Der Besuch verlief prächtig, man unterhielt sich vorzüglich und der Hotelier fuhr den vornehmen Gast im eigenen Auto nach Prag zurück.

Leider mußte er nach seiner Rückkehr die Wahrnehmung machen, daß eine Dreimantel-Golduhr im Wert von 300 K verschwunden war, die auf einem Nachtschiff gelegen hatte. Es fiel ihm ein, daß er auf 10 Minuten abberufen worden und sein lieber Gast allein im Zimmer geblieben war. Er erstattete die Anzeige. Herr Bischof bestreitet energisch. Leider scheint ein anderer Täter aber nicht in Betracht zu kommen. Auf die Frage warum er gegenwärtig hier, sagte er schlicht: „Wegen eines Verfalls.“ Die Verhandlung mußte vertagt werden.

Kunst und Wissen.

„Troubadour.“ (Neueinstudiert im Prager Deutschen Theater.) Die Melodienfülle dieser aus der ersten Schöpfungsperiode Giuseppe Verdis stammenden Oper ist so ungeschmeckt, daß sie dem Werke zum Schaden gereichte, weil seine Arten eine Verdickung im Volksmund, die vorwiegendweise zur Banalisierung führen mußte. Wenn der „Troubadour“ trotzdem heute noch immer seinen Platz im Repertoire der Opernbühnen behauptet, verdankt er dies neben seinen melodischen Tugenden in erster Linie der ansehensreichen dramatischen Zersäufkraft seiner Musik. Diese zeigt Verdis einbringlich als den geborenen Musikdramatiker, der die Gegenstände zwischen den lyrischen und dramatischen Momenten der Oper bis zur höchsten Wirkungsansatz: der eine dramatisch passende Musik schuf, die selbst den vornehmsten und absterben Text verzeihen läßt. Als richtige Gesangsoper italienischer Züles steht und fällt Verdis „Troubadour“ im Überreim mit seinen Solisten und mit seiner dramatisch gegenwärtigen, rhythmischen und dynamisch voll ausnahmslos Interpretation. Erstere müssen wirklich Sänger sein, Belcantonisten, die über große, schöne und gepflegte Stimmen verfügen; letztere muß den Kapellmeister als nachschaffenden Künstler am Werke finden, der Licht und Schatten im dramatischen Gemälde der Oper an der richtigen Stelle und mit entsprechender Ausdrucksmittel anzu bringen versteht. Kapellmeister Kurt Adler, der die musikalische Leitung der Oper innehatte, ist zweifellos ein seiner Aufgabe mit Liebe, Fleiß und gründlicher Sorgfalt gegenüberstehender Musiker, der bemüht ist, Verdis zu geben, was Verdis ist; aber das große Aufschwung in den Stretto ist ihm noch nicht gelungen. In den Stretto ist ihm noch nicht gelungen, die Zuhörer in den Stretto zu fesseln, weil die Reduktion der Solisten seinen besseren Absichten allzu oft entgegen trat. Herr Helm (Marquis) hebt das Verschleppen der Zeitmaße ebenso wie Frau Schwarz (Marina) und Frau Kreuzes Stimme ist von ganz aus zu wenig nachgiebig, um einem glühenden Allegro richtig folgen zu können. Aber auch sehr stimmvoll reich; diese Sängerin als Souverän nicht aus; wo sich ihre Stimme der dreifachstrichigen Oktave nähert, werden die Töne farblos, trod und gerüstet. Die Ehre des Abends verleierte wieder einmal Herr Hagen (Gina), der für Verdis die entsprechende Teilnahme und Besorgnis nicht mitbringt und auch dem italienischen Gesangstil überall gerecht wird. Recht aus war in der kleinen Rolle des Ferruccio Herr Anderson, durchaus befriedigend als Juez Frau Ried für eine geschmackvolle Erneuerung des „jünglichen Admens“ dankte man dem Regisseur Charles Moor, der auch für entsprechende Leben auf der Bühne gesorgt hatte.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Freitag, 7 Uhr. Boulevardisten I und II: „Goldkammer“. Samstag, 7 1/2 Uhr (116-4), 9 Uhr. Spiel 2. Kramer - B. Gledner: „Hans Rothschütz“. Sonntag, 2 1/2 Uhr, 8. 3. und Arbeiterverein: „Der lustige Krieg“. 7 Uhr (117-4): „Der Rosenkavalier“. Montag, 7 1/2 Uhr: Konzert des Deutschen Männergesangsvereines.

Spielplan der Kleinen Bühne. Samstag, 7 1/2 Uhr: „Hilf das nicht nett; von Colette“. Sonntag, 3 Uhr: „Marguerite durch drei“. 7 1/2 Uhr Premiere: „Das differentielle Mezzogiorno“. Montag, Boulevardisten I, 7 1/2 Uhr: „Marguerite durch drei“.

Sport • Spiel • Körperpflege

Arbeiterboxkampf Polen - Ostdeutschland. Im Gegenzug zu den deutschen bürgerlichen Sportlern haben die deutschen Arbeiterboxer ihre Beziehungen zu Polen nicht abgebrochen. Sport im Dienste der Völkerverständigung steht bei ihnen nicht nur auf dem Papier. Eine Vertretung des deutschen Arbeiter-Sportbundes bestehend aus Bugern von Bielefeld, Berlin, Weiswasser und Jork kämpfte am 22. Feber in Warschau vor 2000 Zuschauern gegen eine Auswahlmannschaft der polnischen Arbeiterboxer. Die Kämpfe waren erstklassige Leistungen. Sieger wurde in der Gewichtsklasse Polen mit 9:7 Punkten. Die Zuschauer begrüßten sich sehr einwandfrei, vor einer deutsch-feindlichen Stimmung war nichts zu merken. Vertreter des deutschen Konsulats wogen den Veranstaltung bei.

Erfreuliche Nachricht aus Spanien. Aus Madrid wird die bevorstehende Gründung einer spanischen Arbeiter-Sportbewegung angekündigt, die der Sozialistischen Arbeiter-Sportinternationalen angeschlossen werden soll. — Im Hinblick auf die gegenwärtigen Ereignisse in diesem Lande freuen wir uns besonders, diese Nachricht bringen zu können und wünschen den Genossen in Madrid, die gleichzeitig Mitglieder der Sozialistischen Partei und der Sozialistischen Arbeiter-Internationale sind, einen vollen Erfolg.

Eishockeymeisterschaft des finnischen Arbeiter-Sportbundes (IHL). Die letzten Annäherungen auf dem Titel wies in ihrer Spielstärke kaum Unterchiede auf. So daß es recht spannende Kämpfe gab. Der Titelverteidiger „Toverit“ teilte sich schon in der Vorrunde aus. Sein Gegner wurde in der Spitzrunde von „Kullervo“ Helsinki gefehlt. „Kullervo“ und „Bela“ Helsinki waren Endspielgegner. „Kullervo“ gewann ein 2:1-Ziel gegen „Bela“ und wurde dadurch IHL-Meister.

Aus der Partei.

Jugendbewegung. Sozialdemokratische Studentengruppe, Prag. Heute, Freitag, den 27. 2., erweiterte Ausfühngung. Graben 17, Hintergebäude, 2. Stock. Alle kommen! Generalsekretär: Eduard Taub. Ueberrichter: Wilhelm Kieker. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauch. Prag. Druck: „Rata“ A. B. Jantun- und Buchdruck. Prag. Für den Druck verantwortlich: Otto Dvitz. Prag. Der Schriftführer: Antonie M. warz. Der Kassier: Antonie M. warz. Der Schriftführer: Antonie M. warz.

KINO-PROGRAMM

Wran-Urania-Kino. „Das Flötenskonzert von Sa ssouci“.

Wo verkehren wir?

Café „Continental“, Prag, Graben. Lidový Dům. (Gen. Wilhelm D. Graf). Täglich Konzert. PRAG II., Hybernská, Nr. 7.